

Das Buch

Der SA-Mann Hanns Ludin war Hitlers Gesandter in der Slowakei und in dieser Position verantwortlich für Judendeportationen. 1947 wurde er als Kriegsverbrecher hingerichtet. Über seine Rolle im Zweiten Weltkrieg streiten seine Nachkommen bis heute und fühlen sich hin- und hergerissen zwischen Schuld und Loyalität. Einfühlsam und mutig beschreibt Alexandra Senfft, wie die geliebte Großmutter die Legende vom »guten Nazi« kultiviert hat und ihre Kinder und Enkel seine wahre Rolle verdrängt haben. Im Mittelpunkt ihres Buches steht das Leben ihrer Mutter, einer außergewöhnlichen Frau des linken Hamburger Nachkriegs-Establishments, die vordergründig an Depression und Sucht zerbricht, tatsächlich aber an der Unfähigkeit, um den Vater zu trauern. Darüber hinaus erzählt die Autorin von ihrem eigenen Leben und der schwierigen Liebe zu ihrer Mutter, die sie erst nach deren qualvollem Tod wirklich verstanden hat.

Die Autorin

Alexandra Senfft, geb. 1961, freie Journalistin und Autorin, war 1988 Nahostreferentin der Grünen-Fraktion im Bundestag, dann UN-Beobachterin in der Westbank und bis 1991 UN-Pressesprecherin im Gazastreifen. Anschließend war sie als Reporterin und Redakteurin tätig, heute schreibt sie für namhafte Zeitungen und Zeitschriften.

ALEXANDRA SENFFT

Schweigen tut weh

Eine deutsche Familiengeschichte

List Taschenbuch

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-buchverlage.de

Aus persönlichkeitsrechtlichen Gründen
sind einige Namen verändert.

Für meine Kinder



Ungekürzte Ausgabe im List Taschenbuch
List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
1. Auflage September 2008
5. Auflage 2019
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2007 / clausen Verlag
Umschlaggestaltung: RME – Roland Eschlbeck und Kornelia Rumberg
(unter Verwendung einer Vorlage von Rudolf Linn, Köln)
Satz: LVD GmbH, Berlin
Gesetzt aus der Veljovic Book
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-548-60826-6

Inhalt

Prolog	9
Hanns und Hunger	22
Kameradschaft und Männerbünde	46
Zum Leben verurteilt	56
Wo viel Licht ist, ist starker Schatten	71
Genie oder Verbrecher?	82
Für das Vergangene geradestehen	89
Klagebriefe	105
Vergiss nicht, dass du Flügel hast!	129
Unkraut vergeht nicht	137
»Sei tapfer und denk an deinen Vater!«	150
Wie eine große schöne Seifenblase	175
Ein Traum wird Wirklichkeit	186
Das wahre Leben	214
Zu viele Abschiede	235
»Meines Vaters Tochter küsst dich«	251
Auf dem Friedhof	268
»Du bist so dumm, dass dich die Mäuse beißen«	284
Zufälle gibt es nicht	300
Sich nach der Decke strecken	311
»Nur noch du hältst mich zurück«	325
Am Abgrund	332
Dank	345
Ausgewählte Literatur	349

PROLOG

Die Nacht, in der meine Mutter starb, erscheint mir bis heute wie ein übler Traum. Er haftet an meiner Seele und gibt mir Rätsel auf. Die Ärzte haben die Beatmungsmaschine abgestellt. Den Bruder an meiner Seite, sitze ich noch lange bei ihr, wir betrachten sie, fassen sie an und streicheln sie, weinen. Hat sie nun endlich ihre Ruhe? Nach Stunden beschließen wir erschöpft, uns von ihr zu trennen. Wir verlassen die Intensivstation, hinaus in die Dunkelheit. Es kommt mir wie Verrat vor, meine Mutter in diesem fremden Zimmer allein zurückzulassen. Ich möchte sie beschützen, aber es ist zu spät. Ich werde sie nie wiedersehen, es fällt mir sehr schwer loszulassen. In meinem Kopf ist ein Durcheinander. Ich rufe Melodien zu Hilfe, doch die sonst so geliebte Musik tönt in der Erinnerung schrill und schräg, es gibt jetzt keinen Trost, orientierungslos stolpere ich aus dem Krankenhausgebäude.

Schweigend steigen wir in den Wagen auf dem Parkplatz und fahren los, vorbei an ihrem Krankenzimmer. Ein letzter Blick auf den Flachbau, in dem meine tote Mutter hinter Jalousien liegt – sie oder das, was von ihr übrig geblieben ist. Johann Heinrich drückt aufs Gas, das Krankenhaus verschwindet hinter uns. Ich hasse diese Nacht, ich hasse den verheißungsvollen Frühling, der sich um ihren Tod nicht schert. Wenigstens das Wetter ist rücksichtsvoll und hat sich unserer Trauer angepasst, denn es ist kalt und gießt in Strömen. Völlig benommen fahren wir durch die schlafende Stadt

und durch spritzende Pfützen zum Hotel. Mein Bruder und ich legen uns ins Bett und sprechen noch lange miteinander, über unsere Mutter, ihr Leben, ihr viel zu frühes Ende. Schlafen können wir beide nicht.

Sie war zu Hause in die Badewanne gerutscht. Darin war nichts als brühend heißes Wasser aus dem Boiler. Wahrscheinlich war sie nicht nüchtern gewesen und hatte vergessen, rechtzeitig kaltes Wasser einlaufen zu lassen, vielleicht hat sie auch das Gleichgewicht verloren, war ausgerutscht, kann sein, dass ihr in dem Moment alles egal war, sie mit der Gefahr geliebäugelt hat, was weiß ich. Hier mit Johann Heinrich, in diesem mickrigen Hotelzimmer, an dessen Fenster der Regen prasselt, kann ich die Bilder aus meinem Kopf nicht verbannen – nie mehr werde ich sie verbannen können. Ich habe meine Mutter noch lebend gesehen. Sie war an ein Atemgerät angeschlossen, gänzlich verkabelt und bandagiert. Um ihre unerträglichen Verbrennungsschmerzen zu lindern, hatten die Ärzte ihr Morphium gegeben. Die einzige Möglichkeit, wie diese einst so ausdrucksstarke Frau mit mir kommunizieren konnte, war, die Augenlider oder die Finger zu bewegen. Jedes Mal, wenn sie aus den Tiefen des Rausches erwachte und mich erkannte, weinte sie. Mammele, halte durch!, flehte ich sie in Gedanken an und konnte nicht einmal ihre verkabelte Hand drücken.

Doch sie hat nicht durchgehalten. Immer hatte ich mich vor dem schlimmsten aller Fälle gefürchtet, denn der Tod war bei uns stets gegenwärtig. Er hauste im Schlafzimmer meiner Mutter, wohin sie sich verkroch, wenn es ihr schlecht ging. Das Phantom, das mich jahrzehntelang bedrohlich begleitet hatte, mein Alptraum, war Wirklichkeit geworden: Sie war tot. Vierundsechzig Jahre alt. Am meisten tat diese Endgültigkeit weh, wo es doch noch so viel zu klären und zu verstehen gegeben hätte. Und so viel zu fragen. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, sie habe mit dem Sterben auf uns gewartet, bis wir sie in den Armen hielten und sie endlich gehen konnte. An mir

nagte trotz aller rationalen Erklärungen das schlechte Gewissen, nicht schon eher zu ihr ins Krankenhaus gekommen zu sein, sodass sie sich, das berichtete eine Krankenschwester, an den Fotografien ihrer beiden Kinder festhalten musste; sie soll sich sogar geweigert haben, diese Fotos loszulassen, sah sie immer wieder an, schlief mit ihnen ein. Wie einsam sie gewesen sein muss.

Als mein Bruder und ich nach ihrem Tod in ihre Wohnung führen, brach die Vergangenheit über uns herein. Es war peinlich genug, in ihren eleganten Dessous und teuren Designerkleidern wühlen zu müssen, aber noch unangenehmer war es, die Berge ihrer ungeordneten Briefe und Fotos zu sichten. Es war wie ein Tabubruch. Unter den Briefen fanden sich Liebesbriefe; Briefe von ihrer Mutter und ihren fünf Geschwistern, von meinem Bruder und von mir, Anwaltsbriefe. Vieles konnte und wollte ich damals noch nicht lesen. Die Fotos dokumentierten ihr Leben, überwiegend aus ihrer Jugendzeit und später als verheiratete Frau, vor allem aus den Zeiten, in denen sie bildschön und aufregend attraktiv war. Lange bevor ihre Depression und die Sucht sie veränderten.

Einige Fotos zeigten ihren Vater Hanns Ludin. Mein Großvater Hanns war Hitlers Gesandter in der Slowakei und ist dort 1947 als Kriegsverbrecher verurteilt und gehängt worden. Neun Minuten soll er am Galgen gehangen haben, bis er qualvoll erstickte. Meine Mutter war zu jenem Zeitpunkt vierzehn Jahre alt und die Älteste von sechs Geschwistern. Als Erstgeborene war sie sein Lieblingskind, eine Vatertochter. Die Möglichkeit zu trauern hatte sie damals und auch später nicht. Da nahm das Elend seinen Lauf, erst heimlich, schleichend, später dann brüllend und immer rasender.

Mein Vater sagt, meine Mutter habe sich, schon kurz nachdem ich und dann mein Bruder zur Welt gekommen waren, viel ins Bett zurückgezogen und Menschen um sich geschart, die ihr gut, aber vergeblich zuredeten. Ich habe daran keinerlei Erinnerung. Sowieso kann ich mich meiner frühen Kindheit

kaum entsinnen, ich verbinde damit lediglich unbestimmte Gefühle und einige vertraute Gerüche, kann mir heute nur vorstellen, wie sich diese Zeit angefühlt haben könnte – meine Mutter in sich verschlossen im Bett, ich zupfe an ihrem Nachthemd und ernte Tränen. Mein Leben kann ich erst nahtlos zurückverfolgen, seit ich mit fünfzehn Jahren in eine englische Schule ging – fern der Mutter, was mich vor dem häuslichen Chaos gerettet hat. Für sie war mein Weggang ein weiterer Angriff auf ihre wunde Seele.

Natürlich weiß ich noch gut, wie sie mich eines Tages, fast »nüchtern«, sachlich informierte: »Ich habe mich letzte Nacht betrunken.« Es klang wie eine Ankündigung oder vielleicht sogar wie eine Drohung. Ich war gerade vierzehn Jahre alt – genauso alt wie sie, als sie ihren Vater verlor. Und ebenso wie sie sich damals nach dem Tbd ihres Nazi-Vaters für ihre verzweifelte Mutter und ihre jüngeren Geschwister verantwortlich gefühlt hatte, übernahm nun ich zu Hause die Rolle der vermeintlich Starken, vernünftig und verständig, viel zu schnell »erwachsen«. Oft schien mir unsere Beziehung umgekehrt: Ich sorgte mich um meine Mutter, als wäre sie mein Kind. Heute denke ich, dass meine Mutter zu der ihren ein ähnlich verkehrtes Verhältnis hatte, denn sie behandelte sie oft wie ein unmündiges Geschöpf. Dabei verhielt sie sich einerseits herrisch, andererseits aber auch wie ein trotziges Kind, dem endlich einmal die Grenzen gezeigt werden müssten.

In ihrer Wohnung hatte meine Mutter fast ihre gesamte bewegte Vergangenheit aufbewahrt, und es war nach ihrem Tbd die Aufgabe ihrer Kinder, sie zu ordnen. Sie hatte diese Aufarbeitung unbewusst uns überlassen. Im Schlafzimmer stand noch immer der Koffer, den sie vier Monate zuvor mitgenommen hatte, als sie mich und meine Familie an Weihnachten besuchte. Sie hat ihn nach ihrer Rückkehr nie ausgepackt. Auch ich habe ihn jahrelang so belassen, wie er war, weil er so etwas wie die letzte Reise meiner Mutter zu mir symbolisierte. Manchmal habe ich mir ein Kleidungsstück herausgeholt und

meine Nase darin vergraben, um mich an ihren Geruch zu erinnern, den die Wolle bewahrt hatte. Wie hatte sie sich bei diesem letzten Besuch bei mir und meinen Kindern bemüht, alles richtig zu machen! Ich blieb jedoch verschlossen, ich konnte ihr nicht ins Gesicht sehen, aus Angst, ihr wieder zu erliegen und neue Enttäuschungen zu erleben. Sie wird mein Verhalten als Ablehnung wahrgenommen haben; manchmal konnte ich den Schmerz in ihrem Gesicht sehen. Dabei hatte ich so eine Sehnsucht nach ihr, Sehnsucht danach, dass alles gut werden würde.

Ich habe die Wohnung meiner toten Mutter zwar geräumt und ihre Briefe und Fotos in Kisten verpackt, aber erst jetzt, sieben Jahre nach ihrem Tbd, habe ich begonnen, mich mit den Inhalten auseinanderzusetzen. Ich musste eine innere Hürde überwinden. Freilich hatte ich vor der Beerdigung schon viele Briefe gelesen und einige dazu verwendet, um eine Totenrede für meine Mutter zu schreiben. Erst allmählich komme ich aber dazu, die einzelnen Stränge unseres familiären Beziehungsgeflechts zu entwirren und Zusammenhänge zu verstehen. Die Briefe entwickeln ein Eigenleben und entfalten vor mir eine aufregende Geschichte. Es ist die Geschichte meiner Mutter, einer Nachkriegsfrau, deren Leben mit dem ihrer Eltern eng verknüpft ist – und meines mit ihrem. Einige Verwandte haben mich während des Schreibens gefragt, warum ich über meine Mutter nicht unabhängig von meinen Großeltern erzählen könne, die hätten mit ihrer traurigen Entwicklung doch kaum etwas zu tun? Ich kann ihnen bei aller Liebe und allem Respekt für ihre Gefühle diesen Gefallen nicht tun, weil es bedeuten würde, zu ignorieren, woher wir kommen, wo wir heute stehen und wohin wir gehen.

In unserer Familie herrschte stets eine immense Abwehr gegen alles »Böse«: Der Vater, mein Großvater, galt als »guter Nazi«, als einer, der angeblich nicht wusste, welche Folgen seine politischen Positionen und seine Taten hatten. Einer, der zwar Deportationsanordnungen für slowakische Juden unter-

zeichnet hatte, aber doch angeblich nicht ahnen konnte, dass diese Juden keineswegs in Arbeitslager kamen, sondern ermordet wurden. Einer dieser vielen »unschuldigen« Nationalsozialisten. Oder selbst ein Opfer seiner Zeit, wie es bei uns auch heißt. Mein Großvater – Täter, Opfer, ja was denn nun? Seine Frau, meine geliebte Großmutter, haben wir alle angehimmelt: Sie verkörperte das Gute, ja sie war fast unsere Königin der Gerechten. Dabei waren auch dieses immerzu Gute, diese Toleranz, diese Güte und diese Besonnenheit eine Form der Abwehr. Meine Großmutter hat ihre sechs Kinder im Glauben an den guten Nationalsozialisten erzogen; sie hat ihnen beigebracht, nur seine guten Seiten zu sehen, und ein guter Mensch kann keine Verbrechen begehen. Alles, was in das makellose Bild nicht passte, durfte nicht sein, wurde verschwiegen, wegdiskutiert, schöneredet. Die Täter, das waren die vulgären Nazis, nicht wir, das können wir gar nicht sein, denn wir sind gebildet und kultiviert. Nur meine Mutter war mitunter »böse« – wenn sie alkoholisiert war, wütete, schimpfte, verurteilte sie. Selbst ihr Vater war dann nicht mehr der holde Judenretter, sondern ganz ordinär: ein Schwein. Als Einzige in der Großfamilie ging sie gelegentlich ziemlich respektlos mit ihrer Mutter um, der von uns verehrten, schönen alten Dame. Ich habe nie verstanden, warum sie meine Großmutter so hässlich behandelt hat.

Meine Mutter, so heißt es in meiner Familie, sei psychisch erkrankt, weil sie in der Kindheit unter plötzlicher Gewichtszunahme gelitten hatte, die durch eine Hormonstörung entstanden sei. Außerdem habe sie nie verwinden können, dass sie wegen ihrer schwachen Schulleistungen früher als ihre Geschwister das Internat verlassen musste und das Abitur nicht machen konnte. Zur Familienlegende gehört auch, dass ihr Ehemann, mein Vater, sie zum Trinken animiert, ja sie zum Trinken schon fast genötigt habe und sie später die Trennung von ihm nicht verkraftete, weshalb sie depressiv und Quartalsrinkerin geworden sei. In der Familie habe es zudem mehrere

Schwermütige gegeben, bei meiner Mutter sei das also schon genetisch angelegt gewesen. Viele Jahre habe ich all das irgendwie auch geglaubt. Einen Grund oder einen Namen brauchte auch ich für ihre Leiden. Lange habe ich nicht verstanden, unter welchem Dilemma sie litt, habe sie moralisch unter Druck gesetzt, ihre Pflichten als Mutter eingefordert, versucht, sie von meiner Sicht der Dinge zu überzeugen. Dabei war sie auf ihrem Weg des schleichenden Selbstmords völlig unerreichbar und ich habe ihr mit meinen hilflosen Predigten nur noch mehr wehgetan. Sie hat mir oft erwidert: »Warte nur ab, bis du mal in meine Lage kommst!«, was ich als boshafte Drohung empfand, denn ich war doch nicht sie und was hatte ich schon mit ihrem Leid zu tun. Genauso entsetzlich fand ich es, dass sie am Frühstückstisch einmal das Messer an den Hals setzte und mit düsterer Stimme sagte, es sei wohl gescheiter, sie brächte sich um. Mein Bruder war da noch keine elf Jahre alt. Ihre Schreie aus dem Schlafzimmer gehen mir noch heute durch Mark und Bein, und wenn mitten in der Nacht plötzlich das Telefon klingelt, schrecke ich hoch und denke panisch, sie sei dran, um in ihrer höchsten Not, ohne Rücksicht auf die Uhrzeit, meine Aufmerksamkeit einzufordern. Meine Mutter hat meine Liebe zu ihr stark strapaziert.

Ich wünschte, ich könnte ihr heute vermitteln, dass ich sie endlich verstanden habe und ihr vergeben kann für das, was sie meinem Bruder und mir angetan hat. Denn spätestens seit ihrem Tod glaube ich nicht mehr an alle diese Erklärungen. Natürlich gab es in ihrer Entwicklung diverse prägende Faktoren, sie sind jedoch nicht die Ursache für ihren Hang zur Selbsterstörung gewesen. Sie selbst hat mir immer erzählt, wie hart die Jahre nach dem Krieg gewesen seien, dass sie daheim gewissermaßen die Hosen angehabt und auf dem Hof, wo die Familie nach dem Krieg zeitweilig ein Zuhause gefunden hatte, schwer gearbeitet habe, während sie sich gleichzeitig um die fünf jüngeren Geschwister kümmern musste – so hat sie das gesehen und das muss nicht die Wahrheit sein. Ich

sehe den Auslöser ihres Leidens bei ihrem Vater. Er mag ein charmanter, gebildeter, erotischer und witziger Mann gewesen sein, aber er war ein Schreibtischtäter und trug in der Slowakei die politisch-diplomatische Verantwortung für den Tod von nahezu 70 000 Juden. Das halte ich für genauso schlimm, wie eigenhändig gehandelt zu haben, in gewisser Weise finde ich es sogar noch perfider. Diese Schuld ist in meiner Familie nie ohne Wenn und Aber anerkannt worden, vielmehr hat man sie bestritten und bestreitet sie zum Teil noch heute. Mein Großvater hat indirekt auch meine Mutter auf dem Gewissen, denn sie hat seine Schuld unbewusst übernommen, ja fast internalisiert und damit nicht leben können. Fehler hat ebenfalls meine Großmutter gemacht, denn sie hat nicht nur ihren Mann Zeit seines Lebens in allem, was er tat, unterstützt und bestärkt, sondern sogar ihre älteste Tochter einem Mythos geopfert, dem Mythos des schuldfreien, wahrhaftigen und stets anständigen Ehemanns: Hitlers Gesandten in der Slowakei. Sie hat sich selbst betrogen und alle anderen damit auch. Natürlich war das Selbstschutz, aber es war ein Selbstschutz, der meine Mutter seelisch geschädigt hat. Bis heute bewerten wir die damaligen Entwicklungen innerhalb unserer Familie konträr. Die Ansichten sind weitaus differenzierter, als ich das hier im Detail wiedergeben könnte. Fakt ist, dass wir mit der seelischen Aufarbeitung unserer Familiengeschichte, wenn überhaupt, erst zaghaft begonnen haben. Über sechzig Jahre sind vergangen, seit mein Großvater gehenkt wurde – fast ein Menschenleben. Wenn ich bedenke, wie sehr die Schuld von damals noch heute in uns, den Nachkommen, weiterwirkt – unbemerkt, versteckt, verdeckt, verschwiegen –, dann sind diese Jahre keine Zeit. Keine Zeit oder nicht genutzte Zeit.

Nach meiner Großmutter und meiner Mutter, die kurz hintereinander starben, bin nun ich die Nächste in der weiblichen Linie. Ich fühle mich verantwortlich, meinen Kindern meine Perspektive zu vermitteln, auch wenn sie vom Familiendiktat abweicht. Ich möchte, dass meine Kinder frei von der überlie-

ferten Schuld, der Scham und ohne die Last der Rätsel der Vergangenheit aufwachsen können. Sie sollen nicht im Zweifel leben und die Welt in Gut und Böse spalten, sondern lernen, beides als Teil des Lebens zu verstehen. Ich bin noch mit dieser Spaltung groß geworden und musste mir hart erarbeiten, diese vermeintlich gegensätzlichen Pole zusammenzubringen und die Ambivalenzen zu ertragen. Meine Kinder sollen ein gesundes Bewusstsein für Unrecht entwickeln, ohne Projektionen und ohne alles über einen Kamm zu scheren und die Welt abermals in zwei Lager zu teilen, die vermeintlich nichts miteinander zu tun haben.

Die Geschichte lässt uns nicht los. Alles kehrt zurück, wenn wir uns mit ihr und mit dem, was wir mit ihr zu tun haben, nicht konfrontieren und uns der Vergangenheit nicht stellen. Ich habe nie verschwiegen, dass mein Großvater ein Nationalsozialist war, und habe auch nie daran geglaubt, dass man als ranghoher Vertreter des Dritten Reichs unschuldig geblieben sein konnte. Ich habe aber, wenn ich Freunden von diesem Großvater erzählte, am Ende immer gemurmelt, angeblich habe der auch Juden gerettet. Das stimmt sogar in einigen wenigen Fällen, ist aber keine Rechtfertigung für die Tatsache, dass er in den Nationalsozialismus tief verstrickt war und Juden in erster Linie nicht gerettet, sondern in den sicheren Tod geschickt hat. Dass er Deportationen – und sei es auf höhere Anordnung – veranlasst hat, ist in meiner Familie nie erwähnt worden und ich habe auch nicht genauer nachgefragt, denn es hätte meine Mutter weiter gepeinigt. Also habe ich die häufig berichtete »Judenrettung« aufgegriffen, denn auch ich konnte damals nicht umhin, diese kleine Tür des Zweifels offen zu lassen. Wer will schon einen Verbrecher zum Großvater haben? Es wäre schön gewesen, sagen zu können: *Mein Opa war kein Nazi*. Mein Großvater war aber einer und zwar einer, der sich aktiv schuldig gemacht hat. Deshalb sind weder seine Kinder noch die meinen und ich Schuldige. Schuld ist nicht vererbbar – Schuldgefühle und Leid sind es schon. Das

hat mein Onkel Malte in seinem Film »2 oder 3 Dinge, die ich von ihm weiß« über das Verdrängen in unserer Familie beklemmend dargestellt, ein Film, der für mich der letzte Anstoß war, dieses Buch zu schreiben.

Die Traumata, die die politischen Verstrickungen meines Großvaters und sein erschreckender Tod bei uns Nachkommen direkt oder indirekt erzeugt haben, sind nicht zu bestreiten. Doch was uns widerfuhr, ist mit dem Leid, den Schmerzen und den Erfahrungen der Opfer der Nationalsozialisten und deren Nachkommen nicht vergleichbar und schon gar nicht gleichzusetzen. Leid muss erkannt und anerkannt werden, aber es kann nur in seinem jeweiligen Zusammenhang angemessen betrachtet und gewürdigt werden. Vor allem ist es kein Freibrief für Rechtfertigungen oder Beschönigungen von Unrecht und kein Grund, jene zu schonen, die anderen ein Leid zufügen. Auch Opfer können Täter sein und Täter gleichzeitig Opfer, es gibt hier kein Ausschlussverfahren. Ab wann jedoch überschreitet man persönlich die Grenze zum Schuldigsein, wenn man schweigt, verdrängt und wegsieht? Hat sich auch meine Großmutter gegenüber ihrer ältesten Tochter schuldig gefühlt, weil sie die Ursachen ihrer Depressionen spürte, ohne sie benennen zu können, oder hat sie sich gar schuldig gemacht, weil sie wusste, dass ihre Tochter »die Wahrheit« hören wollte, sie aus Treue zu ihrem Mann dieses Opfer für sie aber nicht bringen konnte? Haben meine Verwandten sich gegenüber meiner Mutter schuldig gemacht, weil sie sie nicht ausreichend unterstützt haben? Bin auch ich schuldig geworden, weil ich sie nicht als Kranke, sondern als meine mir gegenüber versagende Mutter – keineswegs immer gut – behandelt habe? Diese Form von Schuld beruht auf menschlichen Schwächen und Verdrängungsmechanismen – auch wenn sie Schaden anrichtet, gibt es Chancen auf Versöhnung. Doch Massenmorde, wie sie die Deutschen in der NS-Zeit begangen haben, sind nicht zu verzeihen – der Tod von Millionen Juden, Sinti und Roma, Homosexuellen, Kommu-

nisten und Menschen im Widerstand ist eine unverzeihliche historische Schuld. Es gilt zu verstehen, wie solche Verbrechen zustande kommen und wie Menschen zu Mördern werden können, ja zu begreifen, dass wir alle zu Mördern werden können. Es heißt nicht, dass die Kinder und Enkel die Schuld für die Taten ihrer Großeltern abtragen müssen, es heißt: die historischen Fakten anzuerkennen. Hannah Arendt hat das »Tatsachenwahrheiten« genannt, denn was Meinungen betrifft, so gibt es keine einzige »Wahrheit«.

Ich versuche den Weg meines Großvaters nachzuvollziehen und zu begreifen, was er getan hat, angefangen von seinem Elternhaus, über seine NS-Karriere bis hin zu der Tatsache, dass er sich nach dem Krieg freiwillig ausgeliefert hat und am Galgen endete. Vielleicht gibt mir diese Vergangenheit Aufschluss über das Leben meiner Mutter und über meine eigene Gegenwart? Auf dieser Suche werde ich Dinge wahrnehmen, die andere Familienmitglieder so nicht sehen oder so nicht empfinden; sie haben jeweils ihre eigene Sicht auf unsere gemeinsame Geschichte. Was ich finde und aufschreibe, ist mein subjektiver Blick auf die historisch objektive »Wahrheit«. Das Subjektive steht zweifellos in einem spannungsreichen Verhältnis zum Objektiven und es ist gewiss nicht immer deckungsgleich – weder bei mir noch bei anderen Mitgliedern in meiner Familie.

Inzwischen glaube ich kaum noch an Zufälle. Es ist vermutlich auch kein Zufall, dass ich genau sieben Jahre nach dem Tod meiner Mutter begonnen habe, über ihr Leben und was es für mich bedeutet hat, zu schreiben. Nein, ich bin nicht abergläubisch, aber die Zahl sieben sticht mir dennoch ins Auge. Mussten erst genügend Jahre vergehen, bis ich ihr Leid verstehen konnte, um dann das Leid der eigentlichen Opfer als etwas wahrzunehmen, was nicht nur historisch-politisch, sondern auch persönlich direkt mit mir zu tun hat? Zu viele Ereignisse in meinem Leben, die ich viele Jahre für Zufall hielt, haben sich in der letzten Zeit zu einem Koordinatennetz zu-

sammengefügt. Alles passt irgendwie zusammen. Jahrelang schon plagt mich diese schwarze bedrohliche Wolke in meinem Empfinden – ist es das Grauen vor dem ungreifbaren Un-erklärlichen, sind es die Familientabus oder ist es Trauer? Waren es vielleicht die Furcht erregenden Depressionen meiner Mutter, deren eigentliche Ursache ich so lange nicht erkannt hatte? Dieser unüberwundene, gewaltsame Tod ihres Vaters, eines Vaters, der indirekt Gewalt ausgeübt und uns damit alle geprägt hat?

In einer Therapiesitzung einmal aufgefordert, an eine alte Holzkiste auf einem Dachboden zu denken und was wohl darin sein könnte, hatte ich sofort unbestimmte Erinnerungen an die Kindheit. Ich dachte an eine Kiste bei meiner Großmutter. Eine solche Kiste habe ich nie gesehen, tatsächlich aber gibt es sie, wie ich erst kürzlich erfuhr – eine Kiste im Keller, voller Nazizeugs, Ehrendolche, Abzeichen, Dokumente. Auf meiner Phantasiereise zu dieser Kiste erinnerte ich mich auch sofort, wie herrlich es war, als kleines Mädchen morgens bei Großmama unter die Bettdecke zu schlüpfen. Meine geliebte Großmutter, die, das kann ich inzwischen schonungslos sagen, die Witwe eines Verbrechers war. Eine Komplizin, weil sie ihren Mann bedingungslos unterstützt und weggesehen hat. Und ich, die Enkelin, steckte selig mit ihr »unter einer Decke«.

Ich will hinsehen, ich will jetzt alles sehen. Allmählich dringe ich durch das Schwarz hindurch. Ich wage mich endlich an den Inhalt der Kiste – diesmal ist es meine eigene Kiste. Noch kann ich den Boden nicht erkennen, aber was oben lag, habe ich bereits sortiert. Viele Szenen aus meinem Leben, dem meiner Mutter, meiner Familie und meiner Vorfahren fügen sich nach und nach zu einem Ganzen zusammen. Alles ergibt allmählich einen Sinn – meinen Sinn. Täglich bin ich mit dem ängstlichen Gedanken erwacht, ob ich das durchstehen werde. Der Prozess des Begreifens ist kein rein intellektueller, er erfasst die tiefsten Schichten meines bisherigen Daseins,

meiner Identität. Oft bin ich geplagt von Kopfschmerzen und erschöpft von der Anstrengung, meine Standpunkte durchzuhalten, mich vor familiären »Übergriffen« zu schützen, mich abzugrenzen.

Ich will meine Familie auf dieser Suche nicht verlieren und habe Angst vor den menschlichen Abgründen, die ich bei meiner Mutter so intensiv kennengelernt habe. Ich will aber nicht mehr zurück. Einmal angefangen, in der Kiste zu graben, kann ich die Dokumente nicht wieder schließen und sagen, ich habe nichts gesehen. Es würde mich weiter verfolgen und mir keine Ruhe lassen. Der Zweifel würde mich zermürben, so wie er meine Mutter zwischen widerstreitenden Gedanken, Gefühlen, Mutmaßungen und unerträglichen Tatsachen zerrieben hat. Die Vergangenheit ist lebendig, ja selbst der ominöse Großvater ist plötzlich zu einer greifbaren Person geworden, mit der ich mich auseinandersetzen und streiten kann. Und meine Großmutter, die ich früher abgöttisch geliebt und nichts als idealisiert habe, hat Ecken und Kanten bekommen, sie ist für mich nun ein normaler Mensch mit Stärken und Schwächen. Die Liebe zu ihr ist indes geblieben.

Das Kind unter ihrer Decke will ich aber nicht mehr sein. Ich will die Erwachsene sein, die sich die Familie von außen ansehen, ja auch andere Standpunkte vertreten und sich schützen kann. Die Kiste im Keller, in der meine Familie ihre Vergangenheit aufgehoben hat, verliert ihr erdrückendes Gewicht, je tiefer ich hineingreife und all die verstaubten Briefe hervorhole. Allmählich fällt eine große Last von meinen Schultern.

Hanns und Hunger

Der Winter ist bitterkalt und die düsteren Tage schleppen sich dahin. Die Internatsschule Schloss Salem am Bodensee hat aus Mangel an Brennmaterial die Pforten geschlossen und Erika ist schon wieder zwei Monate daheim bei ihrer Familie. Die Stimmung zu Hause auf dem »Schlösslehof« ist alles andere als gut, aber man versucht, das heikle Thema – das Verschwinden des Familienoberhaupt – zu meiden, um den schweren Alltag im landwirtschaftlichen Betrieb zu bewältigen und zu überleben. Mein Großvater Hanns Ludin hat sich nach der deutschen Kapitulation den Amerikanern gestellt und diese haben ihn im Oktober 1946 an die Tschechoslowakei ausgeliefert, wo ihm jetzt der Prozess gemacht werden soll. Seit seiner Auslieferung haben seine Frau und seine Kinder keinerlei Kontakt zu ihm – kein liebes Wort zu Weihnachten, keine Wünsche fürs neue Jahr. Alle leben in banger Sorge um sein Verbleiben und sein Wohlergehen.

Ende Februar 1947 gibt es endlich Anlass zur Freude: der erste Brief von Hanns. Wegen der Zensur und der langen Transportwege war sein heiß ersehntes, schriftliches Lebenszeichen aus der Haft in Bratislava fünf Wochen auf Reisen. »Endlich, endlich können wir dir schreiben«, antwortet ihm postwendend noch am selben Tag Erika, seine Älteste, genannt Eri. Sie schildert ihm pflichtbewusst den reibungslosen Ablauf auf dem Hof. Of-

fensichtlich will sie ihn beruhigen und seine Sorgen dämpfen. Alle seien gesund und munter, schreibt sie, und schön sei es auch, die Viehzucht gedeihe gar »herrlich«. »Herrlich« ist ein Wort, das auch Hanns gern benutzt. »Wie geht's dir denn?«,* fragt sie, wie Kinder eben so fragen. Eine kindgerechte Antwort oder überhaupt eine Antwort auf diese Frage wird sie nie bekommen – ihr inhaftierter Vater denkt schon lange nicht mehr an seinen eigenen Zustand, sondern zerbricht sich den Kopf über den höheren Sinn des Lebens.

Nach den Monaten im Internat genießt Eri es, wieder in vertrauter Umgebung zu sein und sich an den hofeigenen Kartoffeln satt essen zu können: Kartoffeln, in diesen Tagen der reine Luxus! Samstags darf sie mit dem Personal in die brandneue Attraktion des nahe gelegenen Dorfes Ostrach: ins Kino. Während Salem seinen Winterschlaf hält, herrscht auf dem Schlösslehof in der Region Hohenzollern, später Baden-Württemberg, reger Betrieb. Unter der straffen Leitung meiner Großmutter Erla, die in der Küche täglich mehrmals für nunmehr rund zwanzig Personen kocht, läuft fast alles wie am Schnürchen. Die Atmosphäre im Haus ist freundschaftlich, aber geprägt von Sorge und Anspannung. Jakob, der neue Verwalter, macht sich gut, das Verhältnis zu ihm ist herzlich. Welch ein Segen nach seinem tyrannischen Vorgänger! Jakob hat sich in Dorle, das Kindermädchen, verguckt und sie sich wohl auch in ihn, denn es wird bereits von Heirat gemunkelt. Die angehende Braut ist derzeit jedoch zu Hause in Biberach an der Riss, um ihrer Mutter beizustehen, deren Mann im Internierungslager einsitzt; sie hat den kleinen Malte, Eris jüngsten Bruder, mitgenommen, um Erla zu entlasten. Die Strohwitwe weiß bei all der Arbeit und mit sechs Kindern allein auf sich gestellt kaum, wo ihr der Kopf steht.

Ohne fließend Wasser und sanitäre Anlagen ist das Leben im Winter sehr beschwerlich. Auf dem Hof werden im Früh-

* Zitate in neuer Rechtschreibung und Schreibfehler entfernt.

jahr drei Kälbchen erwartet, die den Viehbestand auf sechs- undzwanzig Rinder aufrunden werden, und wenn die Stuten fohlen, gibt es elf Pferde. Die Pflichten im Pferde-, Rinder-, Schweine- und Hühnerstall sind unter dem Personal genau aufgeteilt. Eri muss morgens und abends melken, was ihr anfangs sehr schwerfällt. Als privilegiertes Diplomatenkind ist sie mit körperlicher Arbeit nicht vertraut, doch die Not spornt sie an und allmählich findet sie ihren Rhythmus an den Zitzen der geduldigen Kühe. Bei jeder Handbewegung wippen ihre Zöpfe. Mit ihren wachen braunen Augen beobachtet sie aufmerksam die Bewegungen der Kuh, unter der sie angesichts ihrer kleinen Körpergröße fast verschwindet. Sie ist ein ausgesprochen hübsches Mädchen, mit einem ebenmäßigen Gesicht und feinen Zügen. Mitunter fährt die Dreizehnjährige allein mit der Kutsche ins vier Kilometer entfernte Ostrach, um die Milch bei der Molkerei abzuliefern. Vor den Kutschfahrten graut ihr, denn das Kleinpferd Kaschtan ist scheu und geht gelegentlich durch. Später hat meine Mutter mir von ihrer Angst erzählt, die sie bei diesen Fahrten ausstand, insbesondere nachdem die Kutsche einmal umgekippt und die gesamte Ladung ausgelaufen war.

Ihr Bruder Tilman, der Viertgeborene, pumpt täglich mit dem Pony eine Stunde Wasser, es sei denn, es friert zu sehr, dann müssen die Männer ran. Der Siebenjährige galoppiert ohne Sattel rasant über Stock und Stein, ein schnittiger Bub und großer Rabauke. Er ist »ein süßer Kerl«, berichtet Eri ihrem Vater postalisch, »nur zurzeit schrecklich böse«. Dass sie selbst nicht gerade artig ist und ihrer Mutter Erla mit ihrer Willensstärke und ihrer Trotzigkeit Sorgen macht, verschweigt sie ihm. Es gibt ja noch allerhand von den anderen Geschwistern zu erzählen, die sich still und freundlich ihrem Schicksal fügen – und Eris Schikane über sich ergehen lassen. Zum Entsetzen der Erwachsenen schneidet sie ihrer hilflos protestierenden Schwester Barbel eines Tages ungefragt die Zöpfe ab. Das gab ein Theater! Zu ihren Gags gehört auch, sich im

Schrank zu verstecken und die kleine Andrea fürchterlich zu erschrecken. Ihre schauspielerischen Leistungen sind stets überzeugend – mal weint sie heftig, um im nächsten Moment verschlagen in das mitleidsvolle Gesicht ihres Gegenübers zu grinsen. »Man wusste nie, woran man mit ihr war«, sagt ihre zehn Jahre jüngere Schwester Andrea heute. Auch ihre andere Schwester Ellen, Erlas drittes Kind, muss für die Friseurexperimente ihre Haare lassen. »Lieber Gott, mach doch, dass die Eri besser wird«, betet sie nachts im Bett. Täglich hat sie ihrer ältesten Schwester den Rücken zu kraulen. »Kritze-kratze« nennt sich diese verhasste Pflichtübung. Rückeneincremen hieß das später zu meinen Zeiten und das Opfer für diesen Dienst war dann ich.

Gleichwohl ist es nicht die bloße Tyrannei, unterhaltsam ist es auch. Die peppige Erika gibt den Ton an und den Rhythmus vor. Sie inszeniert ihre eigenen Theaterstücke, jedes Kind bekommt eine Rolle zugeteilt und muss spielen, ob es Lust hat oder nicht. Und sobald Eri auf ihrer Ziehharmonika spielt, tanzen in der Küche die Puppen – und die Knechte staunen. Unvergesslich sind auch die wilden Schlittenfahrten im Schnee, das Kommando zur Abfahrt hat natürlich sie.

Alle atmen auf, als die forsche kleine Ludin im März 1947 wieder ins Internat zurückmuss. Es geht auf dem Einödhof am Waldrand jetzt zwar nicht mehr so lebhaft zu, aber wenigstens hat man seine Ruh! Für Eri ist die Rückkehr allerdings gar nicht schön. Nach der Grundschule auf dem Hohenfels ist sie nun in die weitergehende Stufe nach Salem gekommen, frühzeitig, denn ihre schulischen Leistungen waren so gut, dass sie eine Klasse überspringen konnte. Es gefällt ihr hier bei den Großen. In ihrem neuen Zimmer mit eigenem Ofen geht es, wie sie findet, »familiär« zu. Aber ihre beste Freundin Marianne, Spitzname Nanne, ist in der alten Klasse im Hohenfels geblieben und hier hat sie noch keine Freunde. Die Kinder müssen selbst heizen, jeden Tag hat eines der Mädchen die genau abgezählten Holzscheite von draußen herbeizuschaf-

fen. Sonntags dürfen sich die Schüler in der Küche von ihren eigenen Lebensmitteln etwas kochen, was angesichts des Nachkriegs-Schmalhans in der Schulküche eine Bereicherung ist. Eri fühlt sich trotz dieser neuen Vorteile grässlich allein. Ihr fehlt nicht nur die Busenfreundin, sie hat auch Angst vor den schulischen Anforderungen, vor allem vor der »doofen Algebra«. Außerdem vermisst sie ihre Hasen. Die darf Ellen jetzt versorgen: »Denk dir, ich darf jetzt immer die Häsle füttern, das wirst du mir wohl nicht übelnehmen«, schreibt ihr die jüngere Schwester begeistert. Vermutlich wird Eri es ihr sehr übelgenommen haben.

Eri sorgt sich um ihre überlastete Mutter, sie ist jedoch viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als dass sie sich damit auch noch befassen könnte. Jede noch so winzige Neuigkeit über den »Vati« will sie indes hören, »gell, ihr schreibt mir alles?« Derweil macht ihr der Hunger arg zu schaffen. Immerzu knurrt der Magen und kaum hat sie gegessen, will sie »schon wieder was zwischen die Zähne kriegen«. Dabei sei das Schulessen nicht so schlecht, der Koch koche den Umständen entsprechend sogar prima. Er zaubert aus den knappen Grundnahrungsmitteln fast täglich Eintöpfe auf den Tisch. Die Qualität der Linsen ist jedoch so minderwertig, dass allerhand Steinchen auf dem Grund des Suppentellers liegen. Zum Frühstück bekommen die Kinder Wassermehlsuppe, mittags meist eine Suppe mit Salat und abends Rhabarber. Kartoffeln gibt es fast nie, stattdessen Steckrüben und das manchmal jeden Tag. Auch das Brot ist stark rationiert, Butter gibt es höchstens einmal pro Woche. Äpfel hingegen sind reichlich vorhanden, denn die umliegenden Landwirte haben die Schule im Herbst mit ihrem Fallobst versorgt. 700 Kalorien sind jedem Kind pro Tag zugeteilt, viele der Lebensmittel aber, die von Alt-Salemern, der Kirche und anderen Spendern gestiftet werden, kommen in der Schule verdorben an.

Schon wenige Tage nach ihrer Rückkehr ins Internat kritzelt Eri ein Briefchen an ihre Mutter, in dem sie über die neuen

Umstände berichtet – und Lebensmittel bestellt: »Ich bin bitte noch mal unbescheiden«, leitet sie ihre Wunschliste ein und zählt dann auf, was sie gerne hätte. Wie üblich kommt Erla den Bestellungen ihrer Tochter nach und schickt Tee, Kaffee, Zucker, Kuchen und andere Raritäten. Als landwirtschaftlichen Selbstversorgern geht es den Ludins vergleichsweise gut, dank Hanns' vorausschauender Fürsorge, die ihn mit einem großzügigen Zuschuss seiner Mutter Johanna aus Freiburg noch zu Kriegszeiten den Hof erstehen ließ, auf dass seine Familie für alle Fälle eine Zuflucht habe. Auch Selbstgenähtes kommt in das Paket für Eri, damit das Kindle gut versorgt ist. Materiell zumindest. Johanna schickt ihrer Enkelin hin und wieder etwas Geld, Briefpapier und Brotmarken, welche Eri aber nicht eintauschen kann. Die Kinder frieren und können vor Kälte mitunter kaum den Stift in der Hand halten. Morgens ist der Boden im Waschraum von einer dünnen Eisschicht überzogen. Warmes Wasser gibt es nur einmal pro Woche, die Kinder müssen kalt duschen, das, so die Devise, hält gesund.

Doch zum Glück ist der Frühling greifbar, man riecht, sieht, fühlt und hört ihn mit jedem Tag mehr. »Du fehlst sehr«, schreibt die Mutter Eri nach Salem und berichtet von den wachsenden Pflichten auf dem Hof. Inzwischen hat die Sau geferkelt und die Geburt des ersten Fohlens steht bevor. Die Kühe bringen bis zu vierzig Liter, täglich muss die Milch in den Ort gefahren werden. Die jungen Stiere seien so mager, dass keiner sie kaufen wolle, klagt Erla, und die Ente habe der Fuchs geholt. Im Wohnhaus herrsche große Unordnung, weil die Zeit zum Aufräumen fehle.

Während alle anderen Kinder in der Schule stark abnehmen, wird die zierliche Eri immer rundlicher. Im Trimesterbericht steht: »Erika war nicht krank. Ihre Periode ist ausgeblieben. Sie hat erheblich an Gewicht zugenommen.« Erika, da gibt es keine Frage, ist sehr niedergedrückt: Wie soll sie bis zum Sommer die Versetzung schaffen? Besonders traurig

macht sie, dass Nachrichten vom Vater scheinbar ewig auf sich warten lassen. Und die arme Erla, nun sind auf dem Hof auch noch die jüngeren Geschwister krank geworden, die Grippe grassiert! Nachts liegt Eri oft wach im Bett und kann wegen all der Gedanken keine Ruhe finden.

Hanns und Hunger sind bald ihre Dauerthemen: »Es ist ein immerfortes Warten auf die Mahlzeiten und man ist irgendwie so unbefriedigt«, schreibt sie nach Hause. Schließlich verdirbt sie sich noch den Magen, das, so meint sie, liege wohl an den unzähligen Apfelschalen, die sie während des praktischen Unterrichts in der Küche verzehrt habe. In Wirklichkeit ist es ein Virus, der die halbe Schule überfallen hat. Eri versteht nicht, warum die Lehrer so viel Aufhebens um sie machen, es ist doch nur eine Magenverstimmung. Sie hält sich mit Gedanken an Leberwurst über Wasser und ermahnt ihr Muttilein (später wird sie die Anrede Mutti furchtbar spießig finden), ihr ja vom Geschlachteten aufzuheben, denn an Ostern werde sie nach Hause kommen. Eri nimmt es sehr mit, dass aus unerfindlichen Gründen das neugeborene Fohlen gestorben und dann auch noch eine Seuche ausgebrochen ist, der schon einige Ferkel zum Opfer gefallen sind. Könnte die Mutter denn nicht zum Arbeitsamt gehen, um weitere Hilfskräfte für die Landwirtschaft anzufordern? Sie fühlt sich hin- und hergerissen zwischen ihrem neuen Leben auf dem Internat und dem Schlösslehof und ist in Gedanken zugleich bei ihrem Vater im Gefängnis.

Kurt Hahn, der Gründer der Erlebnispädagogik und Salems, kommt für einige Wochen aus England zu Besuch und die Kinder singen ihm zur Begrüßung im Betsaal vor. Hahn hatte 1920 gemeinsam mit dem Prinzen Max von Baden das Internat Salem, dessen Leiter er dann zwölf Jahre lang war, und später weitere Zweigschulen im Ausland gegründet. 1932 hatte er in einem Rundschreiben an die ehemaligen Schüler im »Salemer Bund« dagegen protestiert, dass Hitler die Ermordung eines kommunistischen Arbeiters beschönigte, den sechs SA-Leute

vor den Augen der Mutter zu Tode getrampelt hatten. Er forderte die Mitglieder des Bundes auf, sich zu entscheiden: Hitler oder Salem. Denn obgleich Hahn und seine Kollegen national-konservativ eingestellt waren, so vertrugen sich die pädagogischen Ziele der Internatsgründer mit dem Totalitarismus und Rassismus der NSDAP ganz und gar nicht. Hahns Protest war der Wendepunkt. Fortan betrachteten die Nationalsozialisten das Internat als Feind und bis zum Ende des Krieges strebten sie danach, dessen Lehrplan ideologisch auf Kurs zu bringen. Hahn, Sohn jüdischer Industrieller, kam nach seiner Rundbriefaktion 1933 fünf Tage in Schutzhaft und wurde schließlich aus Baden verbannt. Bald darauf emigrierte er nach England, wo er in Schottland die bekannte Gordonstoun-Schule gründete.

Bei seinem Besuch in Salem führen die Kinder und Jugendlichen ihm ihre Hobbys und Sportarten vor. Eri erfährt, Hahn spiele besonders gut Hockey. Das tat ihr Vater auch: »Hockey war mein Lieblingssport. Es ist, gut gespielt, sehr schön«, schreibt er ihr aus der Haft. Es ist möglich, dass Hanns und Hahn sich über diese Sportart kennengelernt haben, denn mein Großvater spielte als Jugendlicher öfter in Salem. In dieser Zeit mag auch sein Vorhaben entstanden sein, später seine Kinder an dieser Schule ausbilden zu lassen. Diesen Wunsch hat Erla ihm mit Eri ja nun erfüllt – Ellen, Tilman und Malte werden bald folgen. Anlässlich des Ehrenbesuchs aus England will die Internatsleitung den Schülern etwas bieten. Zwei akademische Gastredner referieren über Griechenland und die Eiszeitmenschen, das ist wirklich mal etwas anderes. Noch interessanter findet die allmählich pubertierende Eri allerdings den Klassentee und -tanz, denn mit den Jungs ist es besonders nett. Endlich blühen auch die Kirsch- und Apfelbäume, die Vögel zwitschern und die Luft riecht erdig. »Herrlich!«, schreibt sie überschwänglich nach Hause. Die Kinder sammeln Brennnesseln, aus denen der Koch eine spinatartige Beilage fürs Mittagessen kreiert.

In der Schule kommt Eri jetzt ein bisschen besser mit, Französisch klappt sogar ganz gut und in Englisch hat sie immerhin eine Zwei geschrieben. Außerdem hat sie ein Kilogramm abgenommen, wie sie ihrer Mutter stolz schreibt, viele andere Kinder allerdings bis zu fünfzehn Kilo. »Die schrecklichen Zuckerrüben gibt's schon lang nimmer, weil sie keine mehr haben. Stattdessen ist jetzt regelrecht das Hühnerfutter in Kraft getreten, in unserem Eintopf wimmelt's von Hafer und Gerste, mit Spelzen und allem, wie's bei uns die Hühner kriegen.« In jedem Brief an die Mutter – und sie schreibt mindestens einmal pro Woche – berichtet sie vom Speiseplan. Und fragt nach dem Vater.

Ihre Lehrer sind zu diesem Zeitpunkt einigermaßen zufrieden mit ihr. Im Unterricht und bei der praktischen Arbeit sei sie immer bescheiden, aufmerksam und fleißig. Den Übergang von der Grundschule zum Salemer Gymnasium habe sie als entscheidenden Schritt zur Selbständigkeit empfunden, heißt es im vertraulichen Bericht »an die Eltern« – den freilich nur die Mutter zu lesen bekommt. Allerdings habe Erika diese Selbständigkeit »gelegentlich etwas zu sehr betont und manchmal hartnäckig versucht, ihre eigenen Absichten durchzusetzen«, so ihre Mentorin. Mittlerweile gelinge es ihr jedoch, »sich bereitwillig und freundlich einzufügen, und sie ist ernsthaft bemüht, was sie als richtig begreift, auch gegen ihre privaten Wünsche auszuführen«. Wie eigenwillig Eri in jener Zeit war, daran erinnert sich auch ihre Freundin Nanne, deren Eltern sie gelegentlich auf Ausflüge mitnahmen. Meist hätte sie etwas Verbocktes gehabt, sei unzugänglich und verschlossen gewesen, sagt sie. Sie habe zugleich sehr einsam gewirkt und immer war da dieser traurige Blick.

Zum Glück erreichen Eri nun doch ab und zu Briefe vom »Vatchen«. Hanns darf wöchentlich nur jeweils zwei Seiten schreiben und alles wird scharfzensiert. Danach ist seine Post meist wochenlang unterwegs. Andersherum dauert es genauso lange. »Schreib nur oft ans Vatile, denn es scheinen doch

viele Briefe verloren zu gehen, je mehr du schreibst, desto eher ist Aussicht, dass er einen Brief bekommt«, schreibt Erla an ihr »Herzenskind«. Eri schreibt geflissentlich und liebevoll und klärt ihren Vater detailliert über ihre schulischen Entwicklungen auf: Sie sei in Sport und Mathe eine Flasche. In der Antwort lobt er sein Kind wegen der verbesserten Schulleistungen – »Ich habe mich herzlich gefreut, von dir zu hören, insbesondere, dass du nun in der Schule schon besser mitkommst«; und er gesteht ein, Mathematik sei auch seine schwache Seite gewesen. »Wenn man sich aber einmal eingearbeitet hat, ist es ein sehr schönes Fach. Willst du mir nicht mal einen französischen Brief schreiben oder bist du noch nicht so weit?«, fragt er sie. Meist ist sein Ton merkwürdig streng, ja fast kühl, jedenfalls sehr moralisch: »Weniger gefreut hat mich der takt- und lieblose Ton, mit dem du von Fräulein E. schreibst. Mein liebes Kind, so etwas sagt man nicht, noch weniger schreibt man so etwas«, ermahnt er sie. »Ich weiß, dass du es nicht böse gemeint hast, aber du erinnerst dich, dass ich dir einmal schrieb, man solle nie ohne Not über einen andern Menschen – und vor allem nicht hinter seinem Rücken – etwas Nachteileiliges sagen.« Freilich sorgt er sich um seine schwierige älteste Tochter und vielleicht ist seine Ansprache mitunter deshalb so distanziert, weil er, der es seit Jahren gewohnt ist, zu gebieten, in der Haft keinerlei Kontrolle über die Entwicklung seiner Kinder hat. Er hat überhaupt keine Kontrolle mehr über irgendetwas, außer über seinen Geist. Sein langjähriger Vertrauter und Attaché in der ehemaligen Gesandtschaft in der Slowakei, Hans S., bietet ihm derweil an, den gerade acht Jahre alt gewordenen Tilman zu sich zu nehmen, denn der brauche jetzt eine liebevolle und feste »männliche Führung«. Es wird jedoch später zunächst Eri sein, die zu ihm und seiner Familie in den Hamburger Raum ziehen wird.

»Gib dir im Sport recht Mühe, auch da macht Übung den Meister, sei immer fleißig, gewissenhaft, pünktlich und kameradschaftlich«, gibt der Vater seiner großen Tochter »mit 1000

guten Wünschen und Grüßen« mit auf den Weg. Kein Kuss, keine Umarmung, kein »Ich vermisse dich«. Gerade das hätte sie jetzt gebraucht. Die Jungs hänseln sie und ziehen sie wegen ihres leichten Watschelgangs auf, den sie sich durch die Pfunde um die Hüften herum erworben hat. »Eri Lederfett« nennen die Buben ihre Mitschülerin nach einer gleichnamigen Schuhcreme. Weil »Lederfett« an Pfingsten nicht nach Hause darf, bestellt sie sofort ein Esspaket bei ihrer Mama: »Also gell, du bist nicht böse, weil du doch immer sagst, ich wäre unbescheiden«, umgarnt sie ihre Mutter, wohl wissend, dass diese alles, was möglich ist, schicken wird und dieses Mal wahrscheinlich sogar noch mehr, weil sie ihr Kind wegen der Pflichten auf dem Hof an den Feiertagen nicht in der Schule besuchen kann. Dieser Absage an die Tochter werden noch viele folgen. Derweil ermahnt Erla ihr Kind, nicht zu oft zu telefonieren, denn das sei zu teuer. Außerdem solle sie sparsamer mit den Lebensmitteln umgehen, die sie ihr schicke: »Dass du die ganze Dose Trockenmilch, die für lange reichen sollte, in zwei Tagen leer hattest, entsetzt mich noch nachträglich.« Das Geld ist knapp und Erla muss penibel haushalten, aber sie bringt es dennoch fertig, ihrer Ältesten regelmäßig Versorgungspakete zu senden. Ihrem Vater berichtet Eri an Pfingstmontag – wie sooft in leicht dahin plätscherndem Erzählton – von den ungewöhnlich heißen Maitagen, vom Chorgesang für die Konfirmanden und vom Hockeyspiel gegen die Konstanzer, das die Salemer 2:3 verloren. »Unsere haben halt zu wenig Kalorien für so gute Spieler wie die Konstanzer«, erklärt sie die Niederlage. »Wegen unnötigen Kalorienverbrauchs« dürfen die Schüler auch nur einmal am Tag sehr kurz im Martinsweiher baden, um sich abzukühlen.

Herr Kern, der Schulkoch, bringt jetzt mitunter zweimal täglich Salat auf den Tisch, aber die Suppe ist ungenießbar, sie schmeckt fast wie Wasser. Allerdings hat es schon einige Male Blumenkohl gegeben, das erinnert Eri an die herrlichen Essen aus der Zeit in Pressburg. Dort, im Haus des Gesandten, gab

es selbst während des Krieges stets gute Lebensmittel, köstlich zubereitet, sogar Wildbret von Hanns' Jagdbeute gehörte oft zum Menü. Erla kommt nur selten zum Schreiben, denn Zeit und Ruhe sind zu knapp. Mit Eri tauscht sie regelmäßig Informationen über Hanns aus, natürlich dürstet beiden, Ehefrau und Tochter, danach zu wissen, was er erzählt. »Wir müssen ihm halt so viel schreiben, wie's geht«, das sei das Einzige, was man jetzt für ihn tun könne, meint das Kind. Es ist beunruhigt, dass viele der Briefe Hanns nicht zu erreichen scheinen, weil sie keine Antwort von ihm bekommt. Eri übergibt ihrer Mutter alle Briefe, die er geschickt hat, und Erla lagert sie daheim. Obwohl das Mädchen sich auch nach Neuigkeiten über das Leben auf dem Hof sehnt, ermahnt sie ihre Mutter, ihr nicht zu schreiben und stattdessen lieber ihre Kräfte zu schonen und früh ins Bett zu gehen, sie komme ja nun in den Ferien bald heim. Eine Zimmergenossin, fügt sie noch an, sehe mittlerweile aus wie ein Knochengerippe. »Alle sehen ja schlecht aus. Meine Röcke sind wieder weiter geworden, mein Gürtel geht ins fünfte Loch, während vorher ins zweite. Aber das ist ja nebensächlich«, tut sie die Sache mit dem Übergewicht ab. Keiner versteht, dass sich im Gewicht ihres Körpers ihre belastete Seele spiegelt: Die Sehnsucht nach dem Vater und die Ohnmacht angesichts einer Situation, die sie nicht einzuschätzen weiß und deren politische Umstände sie nicht versteht, bedrücken sie und behindern eine natürliche, kindgerechte Entwicklung.

Im Sommer ist die vaterlose Familie eine Weile wieder zusammen. Eri und ihre Schwester Barbel verbringen einige Zeit beim ehemaligen Kindermädchen Margarete, die die beiden, so gut es geht, verwöhnt. »Das gute Gretele« tischt Eri sogar ihre Liebesspeise auf, die sie seit den Jahren nicht mehr gegessen hat, als ihr Vater SA-Obergruppenführer Südwest war und sie alle in Stuttgart lebten: Milchreis mit Zucker, Zimt und Apfelmus. Oh, welche Wonne! Eri schreibt ihrem Vater, Barbel sehe ihm frappierend ähnlich, wobei sie eigentlich findet, dass

sie selbst so ganz nach ihm geraten sei. In diesen Ferien muss sie in die Frauenklinik nach Tübingen, um sich wegen »hormoneller Störungen« und wegen ihrer Gewichtszunahme untersuchen zu lassen. Ihre inneren Organe seien nicht in Ordnung, schreibt sie dem Papa unbestimmt, sie nehme jetzt zwei verschiedene Sorten Pillen ein. Auf dem Schloßlehof geht es derweil mit häufig wechselndem Personal schlecht und recht weiter. Eri übernimmt die Pflichten, die Schlafzimmer aufzuräumen und zu melken, was sie inzwischen gut meistert, auch wenn sie sich jedes Mal ziemlich aufraffen muss.

»Wie melkt man eine Kuh« macht sie nach den Sommerferien zurück in Salem auch gleich zum Thema eines Klassenaufsatzes. Die anderen Schüler haben sich fast alle damit beschäftigt, wie man Pudding zubereitet oder ein Buch bindet. Eri findet ihren Einfall gut, ihre Mutter allerdings ist der Ansicht, Lehrer würden sich für landwirtschaftliche Belange eher weniger interessieren. Das junge Mädchen ist im Augenblick guter Dinge. Es zeigt eine große Begabung beim Zeichnen, Singen und Klavierspielen. Endlich ist auch ihre liebste Freundin Nanne aus dem Hohenfels nach Salem gekommen und sie dürfen im selben Zimmer wohnen. Die beiden nennen sich gegenseitig »Butscebambele« und »Bambebutschele« und sind zwei alberne Backfische. Ein Junge hat Eri einen ersten Antrag gemacht, doch sie schlägt ihn aus, denn er bedeutet ihr nichts, wie sie sagt. Nanne ist eine ausgesprochen hübsche Person, blaue Augen, dickes blondes Haar und dazu schlank und modisch. An ihrer Seite muss Eri sich wie ihr Gegenteil vorkommen: pummelig, braune Augen und Haare, die Kleidung etwas altbacken. Besonders selbstbewusst kann sie wegen ihres Aussehens und ihrer sichtlich schlechter werdenden schulischen Leistungen kaum sein. Schämt sich die ehemalige Diplomantentochter vielleicht auch ihres neuen Daseins als Bauernkind? Ihre Schwester Ellen, die ihr später ins Internat folgen wird, hatte in Salem jedenfalls immer die Befürchtung, nach Kuhdung zu stinken.

Eri ist beeindruckt von einem neuen Schüler: »Hier ist als Neuer auch der Berthold von Stauffenberg, der Sohn dieses!«, schreibt sie ihrem Vati bedeutungsschwanger. Gemeint ist natürlich der Sohn von Oberst Claus Graf Schenk von Stauffenberg, der am 20. Juli 1944 vergeblich versucht hatte, Adolf Hitler zu ermorden und daraufhin erschossen wurde. Eri findet Berthold nett. »Ich denk mir, dass der schon viel durchgemacht hat«, notiert sie an ihren auf seinen Prozess wartenden Vater. Vielleicht hofft sie, er werde dabei auch an ihr Los denken. Gewiss hat sie Berthold nicht gefragt, was er durchgestanden hat, denn über so etwas sprach man damals nach dem Krieg nicht. Auch Gespräche über ihren Vater vermeidet man ihr gegenüber, denn wer wollte sie mit dessen ungewisser Situation noch weiter belasten? Über den Krieg sprechen die älteren Jugendlichen an der Schule allerdings schon gelegentlich. Einige von ihnen haben ihre Eltern im Widerstand verloren. Bruchstückhaft und sehr langsam kommt heraus, was die Nationalsozialisten verbochen haben. Der Nanne erzählt Eri, ihr Vater habe es »gelegentlich wohl etwas übertrieben«.

So richtig zum Nachdenken kommt sie bei all den schulischen Anforderungen erst, als sie im Oktober mit einer Grippe daniederliegt. Im Krankenbett fällt ihr auf, dass ihre Mutter ihr seit neun Wochen nur einen einzigen Brief geschrieben hat, »wo was drin stand, sonst immer nur Zettel mit 'nem Gruß. Sie hat halt überhaupt keine Zeit, die Arme, d. h. die Zeit, die sie hat, braucht sie für so viele andere Briefe. Aber ich war ja auch mal 'nen Tag zu Hause«, klagt sie ihrem Vater postalisch vor. An diesen einen Tag kann sich Nanne noch gut erinnern: Da hat Eri die verantwortliche Lehrerin überzeugt, den beiden Schülerinnen Ausgang für einen Besuch auf dem Schloßlehof zu geben. Die Erzieherin ahnte nicht, dass die Mädchen nur bis Wilhelmsdorf eine Mitfahrgelegenheit hatten und die restlichen dreizehn Kilometer zu Fuß laufen mussten. Eri hat's ihr natürlich auch nicht so deutlich erklärt. Die

zwei waren mehrere Stunden unterwegs und Nanne war die ganze Unternehmung ziemlich unheimlich, umso mehr nachdem sie im Wald einer Gruppe von Sinti oder Roma begegnet waren. Doch Eri ließ sich nicht schrecken und ging zielstrebig in Richtung Hof weiter. Mutig und abenteuerlustig war sie schon damals. Es hat ihr auch nichts ausgemacht, gleich in der übernächsten Nacht um drei Uhr morgens aufstehen zu müssen, um sich von Tante Anne mit der Kutsche rechtzeitig wieder in die Schule zurückfahren zu lassen. Anne ist eine von Erlas drei Schwestern und wohnt mit auf dem Hof. Für Erla war dieser Überraschungsbesuch, den die jüngeren Geschwister Ellen und Tilman später nachmachen werden, nicht nur erfreulich: Jeder weitere Mensch im Haus macht zusätzliche Arbeit.

Auf ihrem Krankenzimmer beschreibt Eri diesen Ausflug ausschweifend in einem der vielen Briefe an Hanns. Ihr fallen jetzt noch andere, persönliche Dinge ein, die sie ihrem geliebten Vater mitteilt: »Ich muss dich doch auch mal wieder an ›Oh, yes, my boy‹ erinnern. Einmal hast du mich damit beinahe auf die Palme gebracht, da durfte ich mit auf den Tennisplatz fahren und du hast es während dem Fahren die ganze Zeit vor dich hingesummt, jedes Mal, wenn ich dich was gefragt habe, kam bloß die Antwort: ›Oh, yes, my boy!‹« Sie vermisst diese Unternehmungen mit Hanns und die Nähe, die sie zu ihm hatte.

Zwei Tage später kommt ein etwas verzweifelt klingender Brief vom »Muttile«. »Mein liebes Erilein«, schreibt sie, »nun habe ich gar keine Aussicht, dich zum Geburtstag noch besuchen zu können, das tut mir ganz arg leid.« Erla ist selbst krank und kann noch nicht einmal rechtzeitig einen Geburtstagskuchen für ihre Tochter backen. Das Herz macht ihr schon seit einiger Zeit wieder Beschwerden und im Augenblick weiß sie nicht, wie sie all ihre Probleme bewältigen soll. Unter welchem seelischen Druck die alleinerziehende Zweiundvierzigjährige wohl gestanden hat? Seit den Nürnberger Kriegsver-

brecherprozessen und der Vollstreckung der Urteile am 16. Oktober 1946, spätestens aber seit der Hinrichtung des slowakischen Staatspräsidenten Tiso im April, muss ihre Hoffnung auf einen glimpflichen Ausgang für ihren Mann gesunken sein. Hanns' Briefe aus der Haft sind seit Monaten von nahezu transzendentalen Inhalten geprägt. Er sucht nach einem höheren Sinn, nach dem, was Leben, Wahrhaftigkeit oder Glück bedeutet. »Man muss das Leben so nehmen, wie es sich uns gibt«, schreibt er seiner Frau: »Es ist nicht gut, noch schlecht, es ist so, wie wir selbst sind. Die innere Freiheit ist das Entscheidende. Nur wer sie besitzt, ist wahrhaft glücklich und ist es auch noch in einem gewissen Sinne in der größten äußeren Not.«

Erla hält tapfer durch und lässt sich von ihrer eigenen Not so wenig wie möglich anmerken, jedenfalls fallen den Kindern ihre Ängste nicht auf, unterschwellig können sie sie allerdings gewiss spüren. Die Frau des Angeklagten schildert ihrer ältesten Tochter ausführlich, was auf dem landwirtschaftlichen Anwesen vor sich geht, und berichtet über die Ernte. Als Eri kurz darauf Geburtstag hat, verbringt sie ihn allein im Krankenbett. Sie ist zutiefst enttäuscht, dass ihre Mutter sie schon wieder nicht besuchen kann, und sie, so temperamentvoll wie sie ist, langweilt sich ungeheuerlich. Oft kuschelt sie sich in die weiche Decke, um Berührung zu fühlen, und blickt melancholisch aus dem Fenster hinaus in die herbstlichen Bäume, deren gelbe und rötliche Blätter kräftige Winde über die Felder treiben. Das Bett ist ein Ort der Geborgenheit, der Wärme spendet; auch als Erwachsene wird sie hier später oft Zuflucht suchen. Unterdessen serviert Herr Kern aus der Küche dem Geburtstagskind heiße Bratäpfel, in denen ein papierenes Fähnchen mit einem Glückwunsch steckt. Dankbar verschlingt sie die Köstlichkeit und ein Buch nach dem anderen. Außerdem beschäftigt sie sich damit, in Erinnerungen und Phantasien zu schwelgen, sie klebt Fotos vom Familienleben in der Slowakei in ein Album. Es sind Dokumente aus unbeschwer-

ten Tagen: Kinderszenen im Haus in Pressburg, Urlaub in der Niederen Tatra, rasante Ski- und besinnliche Schlittenfahrten in der Hohen Tatra, Besuch vom Großpapa Gustav von Jordan, Erlas Vater aus Schwerin, eine lustige Faschingsfeier, Zirkusspiele, Bilder von Ellens sechstem Geburtstag. Es gibt viele heitere Fotomotive von der bildhübschen Eri, entweder mit ihrer Ziehharmonika oder mit einem der jüngeren Geschwisterchen im Arm. Sie strahlt mit ihrer Zahnücke in die Kamera und wirkt glücklich. Jeder Urlaub zwischen 1941 und 1944 ist dokumentiert, Čertovica, Duchonka, Štrbské Pléso oder Ivanov Salaš heißen die fremd klingenden Orte, für Eri alles vertraute Plätze, die von wärmenden Erinnerungen erfüllt sind. Meist ist das Kindermädchen Dorle auf den Abbildungen zu sehen, die Eltern nicht. Doch, da sind Bilder von einem Pfeife rauchenden Hanns in der Tatra; er blickt nachdenklich und ernst in die Berge hinauf. Auch ein Foto von seinem Arbeitszimmer in Pressburg kommt ins Album. Und dort steigt Erla 1941 als hochelegante Diplomatenfrau in einem perfekt sitzenden, schicken weißen Kostüm in eine schwarze Limousine mit Hakenkreuz. Glückliche Kinderzeit, »oh, yes, my boy«. 1944 endet das familiäre Idyll.

Eri klebt jetzt prunkvolle Bilder von Salem in ihr Album – das Münster, der Betsaal, der Prinzengarten, Prinz Max von Baden mit seiner Familie und die vielen großen Tore des beeindruckenden Schlossgemäuers. Ihr fällt dabei ein, wie schön es als kleineres Mädchen gewesen ist, mit ihrem Vater in der Bibliothek den »Fidelio« zu hören – eine Oper, die sie ihr Leben lang besonders lieben wird. Die kränkelnde Erla hat derweil offenbar ein schlechtes Gewissen und verkündet im nächsten Brief, das Paket mit einem Kuchen, einem Pullover und einer umgeschneiderten Jacke sei dank der Hilfe ihrer Schwester endlich auf dem Weg. Freilich schreibt Eri sofort zurück, als die Sendung mit dem »wahnsinnig tollen Zucker« und den anderen angekündigten Dingen eintrifft. Schon seit zwei Wochen macht ihr diese Bronchitis zu schaffen und sie wird

allmählich ungeduldig; außerdem hat sie schulisch viel verpasst. Sie denkt an Weihnachten und überlegt, was sie ihren Eltern und ihren Geschwistern schenken könnte. Abends kann sie jetzt noch schlechter einschlafen, ihre Mutter gibt ihr den Rat, ihre Gedanken aufzuschreiben. Eine gute Idee, findet Eri, doch sie setzt sie nicht um.

Ihre Schwester Barbel ist mittlerweile in die Heimschule Kloster Wald gekommen, die monatliche Gebühr von siebzig Deutschmark übernimmt Hanns' Onkel Adolf, der sich gemeinsam mit seiner Schwägerin Johanna in Freiburg um dessen Nachwuchs kümmert. Erlas Zweitgeborene wollte nicht zu ihrer Schwester in das koedukative Salem, weil sie schüchtern ist. Bei den Nonnen, die sich rührend um das unsichere Kind kümmern und es wegen seiner häufigen Kopfschmerzen ärztlich untersuchen lassen, ist die Zwölfjährige zwar gut aufgehoben; aber das Heimweh plagt sie gar sehr. »Jetzt sind nur noch vier Kinder zu Hause«, schreibt Eri ihrem Vater nüchtern, »ist doch eigentlich arg wenig.« Hanns, der einem Freund von seinem »Übermaß von Leid und Sorge« wegen seiner Frau und Kinder geschrieben hat, bleibt in der Haft scheinbar ungeboren. »Wenn mich der Intellekt auch immer wieder zu einer stark materialistischen Geschichtsbetrachtung zwingt, so sagt mir doch ein unbestimmbares, aber deutliches Gefühl, dass es damit nicht abgetan ist, sondern dass hinter der äußeren Erscheinung der Dinge eine immanente Gerechtigkeit am Werk ist. Wir Menschen begehen nur den Fehler, diese Kraft nach unseren eigenen moralischen Wertungen zu messen und sind dann enttäuscht, wenn die Rechnung nicht stimmt.«

Um Gerechtigkeit und Wertungen geht es auch in dem Prozess, der Anfang November 1947 in Bratislava gegen meinen Großvater und Hermann Höfle eröffnet wird. Der SS-General Höfle war Höherer SS- und Polizeiführer und hatte im Oktober 1944 den slowakischen Aufstand militärisch niedergeschlagen. Die auf achtundzwanzig Seiten dargelegten siebenundzwanzig Anklagepunkte gegen die beiden Deutschen

wiegen schwer: Ludin wird unter anderem vorgeworfen, vom 13. Januar 1941 bis Ende März 1945 »als Gesandter des nazistischen Deutschlands und höchster politischer Repräsentant und Vertreter seines Führers Adolf Hitler die politischen, militärischen und wirtschaftlichen Forderungen des Reiches gegenüber dem slowakischen Staat« durchgesetzt zu haben. Er habe am Abschluss einer Rahmenvereinbarung mitgewirkt, »mit welcher sodann die slowakischen Ämter mit Hilfe der nazistischen Organe die Aussiedlung von 57 037 Juden nach Polen durchführten, woselbst diese bis auf eine geringe Anzahl in den Gaskammern, durch schlechtes Verfahren mit ihnen oder auf eine andere gewaltsame Art getötet wurden«. Die slowakische Regierung habe auf Betreiben der Deutschen den Juden die slowakische Staatsbürgerschaft entzogen und dem Reich für jeden deportierten Juden 500 Reichsmark bezahlt, um sicherzugehen, dass man sich ihres Eigentums bemächtigen könne und sie nie zurückkehren würden. Ludin habe ferner die Slowakei wirtschaftlich mit ausgebeutet und sie genötigt, in den Krieg gegen die UdSSR einzutreten, sodass man über 50 000 slowakische Soldaten »in diesen brudermörderischen Krieg« gegen die Sowjetunion schickte, »in dem viele umkamen oder dauernd invalid wurden«. Außerdem sei er an der Unterdrückung des slowakischen Aufstands beteiligt gewesen. Hanns verteidigt sich damit, stets das Beste für das slowakische Volk angestrebt zu haben, ja, dass nicht einmal diplomatischer Druck nötig gewesen sei, um mit der slowakischen Regierung zu kooperieren. Er beruft sich auf seinen diplomatischen Stand und auf die Befehlskette aus Berlin. Eri schreibt ihrem Vater, jede zweite oder dritte Nacht träume sie schöne Dinge von ihm.*

Seiner Frau vermittelt der Angeklagte, wie eintönig die Tage sich dahinschleppen. »Mehr denn je fühle ich mich davor bewahrt, in den dunklen und trüben Wassern einer negativen Lebensbetrachtung zu versinken. [...] Nun geht es wieder auf Weihnachten zu. Möge der Advent in euren Herzen das

warme Licht der Liebe und Güte hell erneuern, als der ewig und unter allen Umständen gültigen Menschenwerte.« In Salem bereitet sich alles auf die Festlichkeiten vor und die Kinder freuen sich schon ungeheuer auf die Weihnachtsferien. Sie schmücken ihre Zimmer mit allem, was sich basteln lässt. Eri, wissend um die langen Postwege, schickt ihrem Vater schon Ende November einen Weihnachtsgruß. Sie schenkt ihm *Das Testament* des französischen Bildhauers Auguste Rodin und zwei eigene Zeichnungen. Ihrer ordentlich verpackten Sendung fügt sie auch ein paar selbstgebastelte Sterne bei, »die du vielleicht aufhängen kannst, du musst auf der linken Seite die Ecken ein bisschen ausstoßen, sodass es ein bisschen plastisch aussieht«.

Kurt Hahn schreibt Anfang Dezember aus Gordonstoun an das tschechoslowakische Gericht ein Affidavit für Hanns Ludin. Erikas »Zimmerführerin« hatte bei ihm vorgesprochen und gefragt, ob er nicht seine internationalen Kontakte nutzen könne, um dem Vater des verzweifelten jungen Mädchens zu helfen. »Ihn, den ich immer nur als ruhig und überlegen kannte, in Aufregung geraten zu sehen, konnte ich zunächst nicht einordnen«, berichtete sie mir. Ludin habe ihm damals zur Flucht aus Deutschland verholfen, deshalb wolle er alles versuchen, ihm jetzt beizustehen. Er sei Ludin nur einmal begegnet, als er bereits zu den prominenten Nationalsozialisten zählte, heißt es in seinem Schreiben ans Gericht, doch man habe ihm nachgesagt, keinerlei Sympathie für deren Grausamkeiten zu hegen. Er, Hahn, habe Grund zu der Annahme, es unter anderem Ludin zu verdanken, dass er 1932 nach seinem Protest gegen Hitlers Verherrlichung des Kommunistenmordes mit dem Leben davongekommen sei. Ludin habe seinerzeit mehrmals, »also nahezu öffentlich«, gesagt, Tausende Nazis unterstützten seinen, Hahns, moralischen Protest. Doch Hahn lässt in seiner Aussage Zweifel offen: »Ob ich damit recht habe oder nicht, wird sich daran zeigen, wie Ludin sich anschließend benommen hat. Hat er je seine Menschlichkeit

unter Beweis gestellt, obwohl es in seiner Stellung gefährlich für ihn war?»

Diesen Beweis konnte mein Großvater offenbar nicht erbringen. Kurz vor dem Nikolaustag, am 3. Dezember 1947, wird Hanns Elard Ludin zusammen mit Hermann Höfle vom Gericht in Bratislava mit 4 : 2 Stimmen zum Tode verurteilt. Das Gericht befindet sogar, er habe in einem so großen Umfang gegen die Menschlichkeit verstoßen, dass eine Erschießung eine zu milde Strafe sei. Es entscheidet sich für den Tod durch den Strang. Gleich am folgenden Tag beginnt Hanns, mit wackeliger Schrift Abschiedsbriefe zu verfassen. Er schreibt auch an seinen langjährigen Weggefährten und Freund, den Kommunisten Richard Scheringer: »Auch dir einen letzten Abschiedsgruß. Ich habe deine Haltung mir gegenüber am Schluss (1945/46) nicht mehr ganz verstanden. Aber doch muss ich dir sagen, dass du mein Schicksal warst, dass ich dich liebte aus ganzer Seele und von ganzem Herzen, mehr wie einen Bruder. Ich glaube an dich und an deine Sendung.« Scheringer hatte wie andere versucht, bei den Tschechen ein gutes Wort für seinen Freund einzulegen, schließlich bestand die Hoffnung, dass man auf ihn als Vorsitzenden der Kommunistischen Partei Bayerns eher als auf andere, vorbelastete Deutsche hören würde. Obwohl sein früherer Kamerad sich 1931 nicht wie er für den Sozialismus, sondern für den Nationalsozialismus entschieden hatte, war er von dessen Unschuld überzeugt: »Auf Grund deiner Mitteilungen, die du mir seinerzeit betreffs deiner Einstellung gegenüber den Juden und Zigeunern gemacht hast, kann ich mir trotz unserer entgegengesetzten politischen Orientierung nicht vorstellen, dass du dich einer verbrecherischen Tat schuldig gemacht haben sollst«, übermittelte er ihm ins Gefängnis. Ja, es ist schwer vorstellbar, dass ein Mensch und ein vertrauter zudem eine solche Schuld auf sich geladen haben könnte. Doch was meinte Ludin, als er seinem Freund, dem Kommunisten, schrieb, er glaube an seine Sendung? War es ein indirektes Eingeständnis, dass er

den Nationalsozialismus als den falschen Weg erkannt hatte?

Alle Interventionen bleiben erfolglos. Mit Hanns Ludin hat man einen exponierten Vertreter des Dritten Reiches verurteilt, der nicht nur für seine eigenen Vergehen, sondern auch stellvertretend für die aller deutschen Täter zur Rechenschaft gezogen werden kann. Es gilt, ein Exempel zu statuieren.

Die schreckliche Nachricht erreicht Erla übers Hörensagen, vermutlich durch eine Meldung im slowakischen Radio, die Hanns' früherer Chauffeur aufgeschnappt hat. Ihren Kindern hat sie von diesem Urteil nicht sofort erzählt und sich offenbar auch so gut beherrscht, dass zumindest den Jüngeren – Ellen, Tilman, Malte und Andrea – zunächst nichts aufgefallen ist. Eri darf an diesem Wochenende heim. Man erklärt ihr die Ausgangserlaubnis mit dem Nikolaustag, der in jenem Jahr auf den Samstag fällt. Ich nehme an, Erla hat diesen Besuch zum Anlass genommen, sie über den nahenden Tod des Vaters aufzuklären. Am 6. Dezember spielt die Vierzehnjährige für ihre Geschwister den Nikolaus und kann die Kleinsten damit sogar noch beeindrucken. Dorle, die zu der Zeit wieder in Biberach weilt, schreibt ihrer verehrten Arbeitgeberin: »Ach mein Muttilein, wenn man nur helfen könnte. Ich würde so gerne an Erilein und Barbele schreiben. Ob sie es schon wissen?« Was werde das für ein trauriges Weihnachten geben, bemerkt die treue Seele und rät ihrer Chefin, die »immer so lieb und gut zu mir« ist und zu der sie immer mit allen ihren Sorgen kommen könne, sie müsse jetzt »für die Kinderle da sein, denn sie brauchen auch die Liebe ihrer Mutti, mehr als die Strenge«. Muss man einer Mutter so etwas sagen?

Die beiden Verurteilten konvertieren kurz vor ihrer Hinrichtung zum Katholizismus und legen die Beichte ab. Hanns gibt dem Priester, der ihm das Sakrament reicht, heimlich einen Abschiedsbrief mit, weil er befürchtet, sein letzter Gruß werde die Familie auf offiziellem Wege nie erreichen. Dieser Brief gerät in die Hände der Wächter, woraufhin der Priester mehrere Tage hinter Gitter kommt. Hanns hat an seine Fami-

lie offenbar mehrere Abschiedsbriefe entworfen. Einen davon hat meine Großmutter 1993 für meine Mutter abgeschrieben, nicht wie üblich in Sütterlin, sondern in deutscher Schreibschrift – wohl, damit auch andere ihn lesen können. Darin heißt es: »Das Spiel geht nun zu Ende. Ich habe es verloren und muss mir das, wie ich deutlich fühle, selbst zuschreiben.« Er habe kläglich versagt und könne das nur durch einen anständigen Tod begleichen. »Dass ich kein Verbrecher bin, weißt du«, schreibt er seiner Frau. »Du kennst mein Herz durch und durch. Es ist weder eines unmenschlichen Gefühls, noch einer unmenschlichen Handlung fähig. Meine tragische Schuld liegt wohl darin, dass ich die ganze Hintergründigkeit des Systems, dem ich diente, nicht durchschaute, und dass ich es da, wo ich es durchschauen konnte, nicht mit allen Mitteln, auch unter Einsatz meines Lebens, bekämpfte. Das liegt wohl daran, dass ich praktisch bis zuletzt an die Sendung des Führers glaubte und eben nicht wusste, wie verantwortungslos und mit welchen Mitteln er nicht nur gegen sein Volk, sondern gegen ganz Europa gehandelt hat. Aber trotz allem, wenn ich dem Führer diente, so habe ich fest und ehrlich geglaubt, damit auch Deutschland zu dienen. Die Liebe zu meinem Volk war die Triebhaftigkeit meines Denkens, Fühlens und Handelns. Auch das weißt du und du weißt auch, wie sehr mir das slowakische Volk ans Herz gewachsen war, wie ernst ich meine hiesige Aufgabe genommen habe, wie furchtbar mich persönlich der Aufstand und seine Folgen traf und wie ich mit dem slowakischen Volk gelitten habe.«

Ihre Henkersmahlzeit rühren die beiden Tbdgeweihten nach Zeugenaussagen nicht an. Meines Großvaters Verteidiger reicht noch ein Gnadengesuch ein, in dem er argumentiert, Ludin sei »dem herrschenden deutschen Regime zum Trotz stets ein Mensch geblieben [...], stets zugänglich einer jeden humanitären und anderen Intervention, die er gern und bereitwillig ausführte«, weshalb er es verdiene, dass die Todesstrafe in eine Freiheitsstrafe umgewandelt werde. Das Gna-

den gesuch wird abgelehnt. Die Hinrichtung ist für den frühen Morgen des 9. Dezember 1947 angesetzt. »Ihr Gatte war vollkommen ruhig und ausgeglichen«, berichtet Ludins Advokat anschließend in einem Brief an meine Großmutter. Angeblich soll er verlangt haben, ohne Augenbinde zu sterben. Der Anwalt sagt, kurz vor seinem Tod habe Hanns ihm noch zugerufen: »Doktor, grüßen Sie mir meine liebe Frau.« Der anwesende Bischof indes will gehört haben, dass seine letzten Worte lauteten: »Es lebe Deutschland.« Wahrscheinlich hat er beides gesagt.

Das Urteil wird um 7:35 Uhr vollstreckt. Mein Großvater hängt neun Minuten am Galgen, bis er stirbt – für sein Deutschland. Die Adventssterne mit Rodins *Testament*, die seine Tochter Eri ihm geschickt hat, haben ihn nicht mehr rechtzeitig erreicht.

Kameradschaft und Männerbünde

Als Kleinkind ins Zimmer gesperrt, habe ich einmal aus Langeweile neugierig meine Windel geöffnet und den Inhalt sorgfältig in die Heizung einmassiert. Es war Winter und meine selbst geschaffene Fingerfarbe trocknete im Nu am Heizkörper fest. Meine Mutter ist bei diesem Anblick mit Duftnote fast in Ohnmacht gefallen. Sie hat Stunden gebraucht, das Kunstwerk meiner analen Entwicklungsphase wieder zu beseitigen – und ich hatte erreicht, was ich wollte: ihre volle Aufmerksamkeit. Ein anderes Mal habe ich durch ununterbrochenes Schreien ihre Nerven so gereizt, dass ihr die Hand ausgerutscht ist. Darüber war sie erschrockener als ich, sie weinte und rief sofort den Hausarzt an, um sich beraten zu lassen, ob mir das nachhaltig geschadet haben könnte. Das hat es wohl nicht, denn nach dem Klaps war sie ob der eigenen Unbeherrschtheit voller Schuldgefühle und hat mich den Rest des Tages wunderbar verhätschelt. Kinder stellen einiges an, damit man sich ihnen widmet. Ich weiß nicht, was meine Mutter früher inszeniert hat, damit ihre Eltern ihre Anwesenheit zur Kenntnis nahmen, festzuhalten ist jedoch, dass sie ihr Leben lang »in der Scheiße gesteckt« und geschrien hat.

Als meine Großmutter Erla mit meiner Mutter schwanger war, betrübte sie, dass ihr Mann sie betrog. Sie konnte sich auf ihr erstes Kind nicht recht freuen, obwohl sie es sich doch so gewünscht hatte. Die Geliebte ihres Gemahls hieß Fee, er kannte sie aus der Schulzeit. Fee war auch nicht glücklich und

soll sich später im Bodensee ertränkt haben, ob aus Liebeskummer oder aus politischen Gründen, weil sie vehement gegen die Nazis war, ist nicht bekannt. So ungefähr lautet eine der vielen wahren, halbweisen und erfundenen Geschichten, die in unserer Familie im Umlauf sind und deren Richtigkeit sich heute nicht mehr überprüfen lässt, weil alle die, die es wissen müssten, bereits gestorben sind. Was die Geburt meiner Mutter betrifft, so scheint allein Konsens darüber zu herrschen, dass meine Großmutter von Anfang an mit ihr überfordert war und das Gefühl hatte, ein schwieriges Kind auf dem Arm zu halten.

Meine Mutter kam im Jahr der Machtergreifung Hitlers zur Welt. Drei Tage zuvor hat Propagandaminister Joseph Goebbels verlautbaren lassen, das Deutsche Reich werde aus dem Völkerbund austreten und sei an Abrüstungsgesprächen nicht mehr interessiert. Erla nannte ihre Erstgeborene Erika – zum Andenken an eine Freundin, mit der sie gemeinsam die Ausbildung zur »Bode-Gymnastik-Pädagogin« gemacht hatte. In der Bode-Schule, 1911 von Rudolf und Elly Bode gegründet, hatte sie noch wenige Jahre zuvor anmutig ihre schönen langen Arme und Beine geschwungen und sich nicht ohne Erfolg bemüht, den Ausdruckstanz im Sinne ihrer Erfinder rhythmisch, musikalisch und gymnastisch umzusetzen. Erlas Eltern waren von dieser neuen Methode, sich frei zu bewegen, zunächst irritiert und ob des Etablissemments, in das ihre Jüngste sich da eingeschrieben hatte, stark verunsichert, wie überhaupt vieles nach dem Ersten Weltkrieg sie verunsichert hat. Es war in jeder Hinsicht eine Umbruchzeit. In der Weimarer Republik war die staatsbürgerliche Gleichberechtigung von Mann und Frau in die Verfassung aufgenommen worden, sodass die Bestimmung einer Frau nicht mehr allein die Ehe und der Haushalt war. Die »neue Frau« wollte ihr Leben mit anderen Moralvorstellungen als die der Mutter leben und sich selbst verwirklichen. Gerade in bürgerlichen Kreisen war es also durchaus üblich, jungen Frauen eine Ausbildung zu ermög-

lichen. Erla kam in den Genuss dieser neuen Freiheiten, die sie geradezu lustvoll und heiter tanzend auskostete. Es gibt Fotos von ihren Körperposen am Schweriner See – *Terpsichore*, Muse des Tanzes. Ihre Freundin Erika von L., die Namensgeberin meiner Mutter, ist irgendwann nach Beendigung der Bode-Schule bei einem Zugunglück ums Leben gekommen.

Meinen Großvater Hanns Elard Ludin kannte Erla schon aus dem Gymnasium in Freiburg im Breisgau. Sie haben dort 1920 die Hauptrollen in Schillers »Wilhelm Tell« gespielt: Erla die Hedwig, Hanns den Tell. Beide waren zum Zeitpunkt der Aufführung vierzehn Jahre alt und Erla war von dem hübschen, schlanken Kerl mit dem wachen Blick sehr angetan, denn er verkörperte den Helden des Stücks vortrefflich und zeigte echte Führungsqualitäten; abgesehen davon, dass er zum Theaterspielen sogar Talent hatte. Erla ahnte nicht, dass Hanns auch im wahren Leben ihr Held werden und bis zu ihrem Tod ihr Maß aller Dinge bleiben würde.

Hanns war im Gegensatz zu ihr ein typisches Einzelkind, in das die Eltern alle unerfüllten Wünsche und Sehnsüchte projizierten. Seine Mutter Johanna hatte einen eher pruden Charakter. Sie konnte gut malen und kopierte Kunstwerke aus dem neunzehnten Jahrhundert. Ihr Mann Fritz war Oberstudienrat an einem Freiburger Gymnasium. Wann immer es seine Zeit zuließ, nahm auch er den Pinsel in die Hand und malte mit großer Leidenschaft naive, fast verspielte Bilder. Seine Schüler animierte er alle Jahre, für das Weihnachtsfest hübsche Holzkrippen zu bauen, in denen Maria und Joseph mit dem Christuskind umringt von vielen Tieren ihren Platz fanden. Fritz war ein verträumter Mensch mit einem starken Hang zur Romantik, vor allem aber war er auf seine sehr eigene unorthodoxe Art und Weise tiefgläubig. Das brockte ihm später unter den Nazis, obwohl Parteimitglied, viele Probleme ein, denn er weigerte sich, den Christus aus seinem Amtszimmer zu entfernen, und galt als »politisch unzuverlässig«. Sehr viel pragmatischer war dagegen sein jüngerer Bruder Adolf,

der als erfolgreicher Wasserbauer in der ganzen Welt gefragt war. Beide, Fritz und Adolf, waren introvertierte Menschen und neigten zu Depressionen. Onkel Adolf war ein schweigsamer Mann und überließ das Sprechen seiner Frau, ebenso wie Johanna sich für Fritz um die praktischen Dinge des Lebens kümmerte. Erwartungsgemäß hütete Johanna ihr einziges, ihr »Sonnenkind« wie ihren Augapfel und achtete, vielleicht ein wenig zu kontrollierend, auf jeden seiner Schritte. Hanns' Eltern waren Patrioten, deutsch-national und kaisertreu. Sie schwärmten von den preußischen Tugenden und glaubten an die höheren Werte im Leben eines gebildeten Menschen.

Dieses Milieu von Vaterlandstreue, Romantik und Religion, gepaart mit einem starken Hang zur Melancholie, prägte den jungen Ludin entscheidend. Die gegen den Versailler Vertrag wetternde Umwelt tat ihr Übriges. Albert Leo Schlageter war wie Hanns ein Schüler des humanistischen Berthold-Gymnasiums in Freiburg und schon 1920 an der Zerschlagung des linken »Märzaufstands« beteiligt gewesen. Er kämpfte gegen die polnischen Freischärler und schloss sich 1922 der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei NSDAP an. Sein militärischer Widerstand gegen die französische und belgische Besetzung der Ruhr kostete ihn 1923 das Leben: Ein französisches Militärgericht verurteilte ihn zum Tode und ließ ihn in Düsseldorf hängen. Für Hanns war das angeblich der Auslöser, endlich etwas gegen die politischen Verhältnisse zu tun. Denn er wollte, so seine Mutter Johanna, »seinem Vaterland dienen, das ihm als Jüngling schon über alles ging«.

Die Tradition seiner Eltern brechend, wird Hanns gleich nach dem Abitur 1924 Soldat bei der Reichswehr und tritt als Fahnenjunker einem Regiment in Ulm an der Donau bei. Dort im Fort »Unterer Kuhberg« trifft er auf Richard Scheringer, der seine Begegnung mit Ludin in seinen Memoiren »Das große Los« schildert: »Darunter ist einer mit gelbem Trenchcoat, mit roten Backen und auffallend lebhaften braunen Augen. Er trägt einen flachen Hut, unter dem eine braune Haarsträhne

herausschaut. Wir sehen uns an, lächeln uns zu und grüßen.« Die beiden Männer, beides Einzelkinder mit starken Müttern, schließen sofort Freundschaft. Sie teilen die Abneigung gegen die Republik und das Ziel, die nationale Revolution vorzubereiten, durchdrungen von dem Gedanken, Deutschland auf den nach ihrer Ansicht einzig richtigen Weg, den Weg des sozialen Nationalismus, zu bringen. Sie sind davon überzeugt, dass dieser »Freiheitskampf nur von der Masse des deutschen Volkes durchgeführt werden kann, also in erster Linie vom deutschen Arbeiter und vom deutschen Bauern. Nur dann, wenn diese Schichten die Führer im Staate geworden sind, haben sie auch ein inneres Interesse am Staate und werden für ihn den Freiheitskampf durchführen«. So wird Ludin sein und Richards Anliegen in jenen Jahren später dem Reichsjustizkommissar in einem Gnadengesuch für seinen inhaftierten Freund formulieren.

Nach viel Drill, unter anderem auch auf dem Pferd, wird Hanns 1927 als Leutnant vereidigt. »Ich schwöre Treue der Reichsverfassung und gelobe, dass ich als tapferer Soldat das Deutsche Reich und seine gesetzmäßigen Einrichtungen jederzeit schützen, dem Reichspräsidenten und meinen Vorgesetzten Gehorsam leisten will.« Diese Eidesformel geht ihm nicht leicht von den Lippen, denn hinter der Verfassung der Weimarer Republik steht er nur unwillig. Während der vielen Saufgelage mit den Kameraden diskutieren die jungen Männer hitzig über revolutionären Eifer und den nationalen, den sozialen Aufstand. Sie propagieren grundsätzliche Umwälzungen, alles wollen sie auf den Kopf stellen und zur »richtigen« Revolution gehört Blut als Beweis. Eines Tages reitet Hanns im Vollsuff in ein Lokal hinein und zerschießt die Lampen – eine Geschichte, die im Umfeld der Familie Ludin noch öfter erzählt werden wird.

1929, im Jahr der Weltwirtschaftskrise, nimmt Ludin mit Scheringer und dem gemeinsamen Offiziersfreund Hans Friedrich Wendt erste Kontakte zur NSDAP in München auf. Die

drei planen, die Reichswehr durch die Bildung nationalsozialistischer Zellen zu politisieren. Die Reichswehr, so ihr Ziel, soll im Fall eines nationalsozialistischen Umsturzes nicht einschreiten. Dafür werben sie heimlich im Kreis der Kameraden. Einem General erklärt Scheringer: »Uns junge Offiziere beschäftigt die Frage, wie wir uns verhalten sollen, wenn eine große nationale Bewegungspolitik entsteht, gegen das Versailler Diktat, gegen die Erfüllungspolitik und zum Sturz der derzeitigen Regierung. Sollen wir dann schießen oder nicht? Wir sind der Meinung, dass auf keinen Fall von der Reichswehr geschossen werden darf wie 1923. Viele denken so wie wir. Sie wollen nicht einfach Soldaten einer Polizeitruppe sein, sondern Soldaten der zukünftigen Volks- und Befreiungsarmee.« Während die drei versuchen, Gleichgesinnte für ihre Sache zu mobilisieren, sind ihnen die Risiken durchaus bewusst: »Eine Organisation innerhalb der Organisation der Reichswehr«, sagt Scheringer, »war fast eine Verschwörung, das wussten wir schon. Doch wir waren ja zur Reichswehr gegangen, um auf diese Weise die nationale Revolution zu unterstützen.«

Es gibt undichte Stellen, jemand plaudert. Der Versuch »einer nationalsozialistischen Zellenbildung innerhalb der Reichswehr« fliegt auf und die drei werden im März 1930 auf dem Exerzierplatz verhaftet. Es folgen angsterfüllte Monate für die Eltern. Fritz und Johanna Ludin freunden sich mit Richards Mutter an, einer Offizierswitwe, die ihren Mann im Ersten Weltkrieg verloren hat. Postalisch sprechen sie sich gegenseitig Mut zu, beraten sich über die passenden Anwälte zur Verteidigung ihrer Söhne und rätseln über die wahren Vorgänge, die zur Verhaftung führten: »Sollten sich die beiden gegen die Gesetze vergangen haben«, schreibt Hanns' Mutter an Richards, »so geschah dies nur aus dem einen Willen heraus, dem armen Vaterland helfen zu wollen. Es sind qualvolle Stunden für uns Eltern, bis wir die Gewissheit haben, ob die Anschuldigungen auf Wahrheit beruhen.« Es breche ihr fast das Herz, gesteht sie,

obwohl Hanns ihr versichert habe, dass die Verpflegung und die Behandlung in der Untersuchungshaft durchaus erträglich seien. Die besorgten Eltern beschließen, einen nationalsozialistisch gesinnten Rechtsanwalt zu engagieren, weil sie der Ansicht sind, dieser könne die Interessen ihrer Söhne erfolgreicher vertreten.

Am 4. Oktober verurteilt das Reichsgericht in Leipzig die drei Offiziere wegen Hochverrats zu achtzehn Monaten Festungshaft. Der Prozess wird Geschichte, weil Adolf Hitler als Zeuge auftreten darf und unter Eid beteuert, die NSDAP strebe die Macht ausschließlich mit »legalen Mitteln« an. Die Verfassung, so Hitler, schreibt »nur den Boden des Kampfes vor, nicht das Ziel«. Er ist siegesgewiss, denn die NSDAP ist nach den Wahlen mit 107 Mandaten gerade zweitstärkste Fraktion im Reichstag geworden. Die von ihm gegründete Sturmabteilung SA wächst täglich und zählt inzwischen rund 60 000 Mann. Sie grüßen »Deutschland erwache!«, machen die Straßen unsicher, gehen gegen Republikaner, Juden und Kommunisten vor und liefern sich Schlachten mit den Gegnern. Der Prozess bietet Hitler ein hervorragendes Forum, weiter öffentlich für sich zu werben. Die Beschwörung der Legalität seines Vorhabens, ja, seiner demokratischen Absichten beruhigt gerade jene Skeptiker aus den konservativen Reihen, die mit einer Revolution nicht einverstanden gewesen wären. Sie überhören offenbar, dass Hitler auch prophezeit, bald werde die NSDAP den Staat so gestalten können, »wie wir ihn haben wollen« – und dann würden »Köpfe rollen«. Der »Ulmer Reichswehrprozess« steigert Hitlers Popularität und ist ein entscheidender Schritt auf seinem Weg zur »totalen Macht«. Auch Hanns Elard Ludin ist nun ein bekannter Mann.

Erla, die ihren Jugendschwarm einige Male in der Haft besuchen durfte, ist begeistert: »Der Prozess hat ja durch seine Verbreitung in der Öffentlichkeit so viel Nutzen für die nationale Idee gebracht und so vielen die Augen geöffnet, dass wir auf die Verurteilten stolz sein können. Ich war's ja von Anfang

an, aber jetzt noch viel mehr. Sie sind Helden jetzt auch in den Augen aller Gutgesinnten.« Allein die lange Haftstrafe kann sie nicht ganz verkraften, »aber wenn's sein muss, dann wird ja auch das zu tragen sein«. Für die richtige Sache nimmt man eben auch einige Opfer in Kauf. Hanns, der Hochverräter, der seinen Eid gebrochen hat, wird umgehend aus der Reichswehr entlassen und kommt in Rastatt ins Gefängnis, Richard verbüßt seine Strafe in Gollnow bei Stettin. Es gehört zu den Zufällen des Lebens, dass im Rastatter Gefängnis viele Nationalsozialisten einsitzen – und in Gollnow eine Gruppe Kommunisten. In der Zelle haben die Männer viel Zeit zum Nachdenken und zum Diskutieren mit den Mitinsassen, was sie für die Zukunft entscheidend prägt. Es ist nicht anzunehmen, dass Hanns ein besonders politischer Kopf ist, ihn treiben vermutlich die romantischen Ideale und tugendhaften Vorbilder um, die ihm das Elternhaus vermittelt hat. Jedenfalls gibt er später dem Nationalgericht in Bratislava zu Protokoll: »Klare politische Absichten und Ziele hatten wir damals wohl kaum, sondern nur – wie damals wohl die meisten Menschen in Deutschland – das Gefühl, dass es »so« nicht weitergehen könne. Ich kann daher rückschauend und völlig entfernt von der Absicht, meine damalige nationalistische Grundeinstellung verleugnen zu wollen, die ganze Aktion nur noch als eine politische Jugendeilei bezeichnen. Sie wurde jedoch für meinen weiteren Lebensweg bestimmend, da sie mich aus meiner bürgerlichen Laufbahn herausriss und in das politische Leben stellte.« Nach seiner Ansicht habe die geistige Elite des Landes versagt und er sieht seine Aufgabe darin, die althergebrachte Tradition in ein radikal erneuertes soziales System zu integrieren. Zwischenzeitlich spielt er mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern, doch diesen Plan verwirft er bald. Es gibt ein Foto von Hanns aus der Rastatter Zelle. Das hat Erla aufgenommen, als sie ihn besuchte. Die beiden Klassenkameraden waren in Verbindung geblieben, nachdem sie sich 1925 wiederbegegnet waren. Auf dem Foto sieht Hanns hervorragend

aus, er sitzt in einem weißen Hemd an seinem kleinen Schreibtisch in der Zelle und strahlt über das ganze Gesicht; es ist ein inneres, fast naives Leuchten, das sehr ansprechend ist. Kein Wunder, dass Erla, von seiner Ausstrahlung und seinem Drang nach Veränderung betört, in ihn verliebt ist. Ihre Treue wird sie bald in einer Ehe mit ihm verbinden. Fotos zeigen ein aufrechtes und schönes Paar, das bei der Trauung in Schwerin vor dem Pastor steht. Hanns wirkt mit seinen einsfünfundsiebzig Metern neben der großen Erla ein bisschen schwächling und er macht einen fast zu nachdenklichen Eindruck. Die Ehe gehört zur Karriere, der Hanns nun zielstrebig folgen wird. Der Ernst des Lebens hat begonnen.

Seine »politische Jugendeseele« hat ihn während der Gefängnisstrafe noch entschiedener in die Richtung Hitlers getrieben. Nach seiner frühzeitigen Entlassung im Juni 1931 beginnt er sich sofort bei der NSDAP zu engagieren und keinen Monat später übernimmt er den SA-Gausturm Baden. Sein Freund Scheringer hat sich in der Haft den Kommunisten angeschlossen; er glaubt nicht mehr daran, dass die Nationalsozialisten sozialistische Ziele verfolgen, vielmehr, so Scheringer in seiner Erklärung, hätten sie »das Privateigentum heiliggesprochen« und verträten nunmehr »die Interessen der Kapitalisten gegen die Interessen des Proletariats«. Der Wechsel seiner politischen Grundhaltung wird am 19. März 1931 im Reichstag bekannt gegeben und sorgt im In- und Ausland für Schlagzeilen. Das bringt die beiden Männer Ludin und Scheringer aber nicht auseinander, sie bleiben in engem Kontakt, denn es verbindet sie über ihre tiefe Freundschaft hinaus weiterhin der Gedanke des Sozialismus ebenso wie Ideale von Kameradschaft, Männlichkeit und wohl auch Militarismus. Dass das hehre Ziel der Befreiung vom Joch des Kapitals nur auf militärische Weise zu erreichen ist, gehört in jenen Tagen zur festen Überzeugung der beiden Männer. Hanns wird in den kommenden Jahren seine schützende Hand über Richard halten und ihm einige Male das Leben retten. Der Dritte, Wendt,

schließt sich einer dritten Bewegung, der »Schwarzen Front« von Otto Strasser, an, der einen nationalen Sozialismus auf marxistischer Basis verfolgt.

Hanns' Vater Fritz ist über den Wandel des siebenundzwanzigjährigen Richard erschrocken, doch er versichert dessen Mutter, dass er ihn als Menschen ungemindert liebe und verehere. Gewiss habe er nur aus uneigennütigen Motiven so gehandelt. Es schmerze ihn zutiefst, dass die jungen Männer sich vom Christentum abgewandt hätten, denn er sei felsenfest davon überzeugt, »dass die Entwicklung der Menschheit und insbesondere unseres Volkes nur auf dem Weg christlicher Logik weitergehen und zu Freiheit und Erfolg führen wird«. Der Mutter Scheringers wünscht er von Herzen, dass »ein gütiges Geschick Richard zu dieser Logik zurückführen und ihm einen Ausweg zeigen [wird], ehe es für ihn und für uns zu spät ist!« Fritz ahnt nicht, dass es nicht Richard, sondern sein eigener Sohn sein wird, der bis zum Äußersten gehen und sich in einer Sackgasse verrennen wird, aus der es kein Entrinnen mehr gibt.

Der Entwicklung meines Großvaters ist trotz aller Irrtümer, Verfehlungen und falschen Überzeugungen eine gewisse Tragik nicht abzusprechen. Auch seine Nachwelt und seine Nachkommen sollten davon langfristig belastet sein. Damals war das in aller Konsequenz aber noch nicht vorauszusehen. Siebzig Jahre später wird eines von Ludins Kindern sagen: »Ich wünschte wirklich, er wäre nicht da gewesen und hätte eine andere Laufbahn eingeschlagen.«

Zum Leben verurteilt

Meine Mutter Erika wird im Herbst 1933 in der schwäbischen Landeshauptstadt geboren. Hanns hat sich als Erstgeborenes lieber einen Sohn gewünscht, doch er freut sich über das kleine Mädchen. Ein halbes Jahr zuvor, am 21. März, hatte er die Leitung der SA-Gruppe Südwest übernommen und war mit seiner Frau nach Stuttgart umgesiedelt. Zu seinen Untergebenen gehören Hans G. und Hans S., mit denen sich eine freundschaftliche Beziehung entwickelt. Mittlerweile ist Ludin auch Abgeordneter des Reichstags. Bevor er nach Stuttgart kam, war er noch kurze Zeit kommissarischer Polizeipräsident in Karlsruhe. Im Schwabenlände studiert er unterdessen Geschichte und Volkswirtschaft, weil er mit der Idee kokettiert, später einmal im Auswärtigen Dienst tätig zu werden.

Die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar und die Machtübernahme der Nationalsozialisten haben ihn in seinen Ansichten bestärkt und ihn in raschem Tempo zu einem Mitgestalter der neuen Politik befördert. Nutznießer seiner gehobenen Stellung ist auch sein Vater Fritz: Nach neunundzwanzig Jahren im Schuldienst am Rotteck-Gymnasium von Freiburg wird er zum Direktor ernannt und ersetzt seinen sozialdemokratischen Vorgänger, der im Zuge des »Ermächtigungsgesetzes« in den einstweiligen Ruhestand versetzt worden ist. »Es wird stets mein Bestreben sein, nationale Gesinnung an unserer Anstalt zu pflegen, wie ich es allezeit, auch unter marxistischem Druck getan – heute freilich mit

dem beglückenden Gefühl, dem verehrten Führer zu dienen und seine Sache zu unterstützen«, erklärt der neue Direktor mit Nachdruck. Er trägt einen langen weißen Bart und einen eleganten breiten Hut, der ihn mehr nach einem Philosophen als einem Lehrer im Nazi-Deutschland aussehen lässt. Für sein erstes Enkelkind Erika malt er phantasievolle, farbenfrohe Bilder und einen ganzen Bilderband, dazu schreibt er selbst verfasste, scherzhafte Verse.

»In Schwerin an blauen See'n
Kann man weiße Segel seh'n –
Enten im Parademarsch
zieh'n vorbei mit munt'rem Gackern;
zeigen manchmal bloß den ... (aber, aber!),
wenn sie Beut' im Wasser schnappern.«

Erla, gerade achtundzwanzig Jahre alt, müht sich, eine gute Mutter zu sein, doch ihr Kind schreit oft. Hanns trifft sich mit Kameraden und genießt das Ansehen, das er durch die neue Führungsrolle hat. Erla wartet derweil geduldig zu Hause. Duldsam zu sein und sich mit dem zu begnügen, was da ist, hat sie von Haus aus gelernt. Ihre Familie stammt von französischen Hugenotten ab, Protestanten, die, von der Lehre Calvins beeinflusst, im 16. und 17. Jahrhundert wegen ihres Glaubens verfolgt wurden. Ein bisschen Migration hat auch Erla noch erlebt, denn ihr Vater Gustav von Jordan war ein preußischer Beamter in Straßburg, das die Familie, als die Franzosen nach dem Ersten Weltkrieg das Elsass wieder übernahmen, verlassen musste. Erla war dreizehn, als sie mit ihren vier Geschwistern und ihren Eltern nach Freiburg umzog. Das Ehepaar Jordan pflegte zu Hause einen höflich distanzierten, aber stets freundlichen Umgangston. Marie tat ihrem Gemahl den Gefallen, sein Cellospiel auf der Geige zu begleiten. Bescheidenheit und Bildung waren in diesem protestantisch-preußisch geprägten Haushalt oberstes Gebot.

Bald fand Gustav ein großes Haus mit Garten in Schwerin und die ganze Familie siedelte abermals um. Auf Anraten eines Arztes verließ Erla die Schule, weil sie häufig Kopfschmerzen hatte und einen Beruf finden sollte, der ihr viel Bewegung verschafft. Die Bode-Gymnastik war da genau das Richtige. Vater Gustav arbeitete im Schweriner Finanzamt. Er soll ein introvertierter, bisweilen recht zerstreuter Mann gewesen sein; offenbar war er in Gesellschaft mit den Gedanken oft anderswo, denn am liebsten saß er am Schreibtisch. Auf Fotos wirkt er korrekt, fast ein bisschen streng und so, als sei er nicht sehr zugänglich gewesen. Er wird auch patriarchalische Züge gehabt haben. Er hatte vier Töchter und nur einen Sohn, der es in diesem Frauenhaushalt vermutlich nicht ganz leicht gehabt haben wird. Trotz seiner bürgerlichen Zurückhaltung war Gustav für Scherze und Wortverdrehungen gut zu haben, damit hielt er seine Familie bei Laune, wenn er ihr nach erledigter Arbeit kurzzeitig mit seiner Anwesenheit die Ehre erwies. Erla hatte keine besonders innige Beziehung zu ihrem Vater, ihre Bezugsperson war ihre Mutter Marie, mit der sie sich über alle Dinge des Lebens intensiv austauschte. Marie kam aus gutem Hause und war eine hübsche, sehr liebenswürdige Frau, die stets milde in die Kamera lächelte, während ihr Mann auf Fotos meist distanziert dreinschaut. Zu Mariens Vorfahren zählt Johann Heinrich Jung, genannt Jung-Stilling, der Arzt, Agrar- und Kunstwissenschaftler, dessen Jugenderinnerungen Goethe herausgegeben hat.

Im Februar 1934 wird Eri getauft. Zu ihren Paten gehört Richard Scheringer. Dieser hatte in seiner Zelle in Gollnow Schriften und Briefe verfasst, in denen er die Rote Front und die ehemaligen Kameraden in der Reichswehr zum Umsturz aufforderte, und war daher im April 1932 ein weiteres Mal wegen Hochverrats zu Festungshaft verurteilt worden. Im Mai 1933 hatte Hanns beim Reichsjustizkommissar interveniert und für die Lauterkeit seines Freundes gebürgt – er kenne Scheringer in- und auswendig, »der mit allen Fasern seines

Herzens an seinem deutschen Volke hängt«, es sei geradezu ein Hohn, dass er nicht unter die kürzlich erlassene Amnestie gefallen sei. »Denn dass man auch als Kommunist national denken kann, vielleicht mit umgekehrten Vorzeichen, jawohl, aber dafür umso intensiver und umso rücksichtsloser, das scheint der bürgerliche Mensch bisher noch nicht verstehen zu können«, so heißt es in seiner langen Begründung. Im Hause der Familie Hans Gmelin wird man wegen dieses Engagements später die Ansicht vertreten, dass aus Hanns auch etwas anderes als ein Nationalsozialist hätte werden können, doch der »Zufall« hatte es nicht gewollt. Scheringer ist auf die Intervention seines Freundes hin endlich entlassen worden. Nach so langer Abstinenz verträgt er den zu diesem freudigen Taufanlass reichlich ausgeschenkten Alkohol nicht und erbricht sich neben einem weißen Mercedes, den er für Ludins hält. Tatsächlich ist es der Wagen des Reichsstatthalters. Das führt zur abermaligen, sofortigen Verhaftung, weil man zunächst annimmt, es sei ein mutwilliger Akt gewesen. Hanns sorgt aufs Neue dafür, dass sein Freund umgehend wieder freikommt. Er lässt sich auf dem Dürrnhof bei Kösching als Landwirt nieder und bekommt mit seiner Frau Marianne elf Kinder.

Die SA ist unterdessen auf über vier Millionen Mann angewachsen und ihr Stabschef Ernst Röhm will aus ihr eine neue Volksmiliz machen, in der die nun viel kleinere Reichswehr aufgehen soll. Die Angehörigen der Reichswehr sind von dieser Idee alles andere als begeistert, zumal Röhm, den man mit dem Vorwurf der Homosexualität zu diffamieren versucht, weiterhin von revolutionären Ideen getragen ist und eine radikale soziale Umgestaltung anstrebt. Hitler setzt ohnehin schon länger auf die Schutzstaffel SS und entscheidet den Machtkampf, indem er seine SS-Leute am 30. Juni 1934 auf die SA loslässt. Sie ermorden Röhm und die gesamte Führung der SA sowie diverse andere Gegner, darunter den letzten Reichskanzler General Kurt von Schleicher. Es sterben

schätzungsweise hundert Männer, die SA wird politisch bedeutungslos und die SS zu Hitlers übelstem Machtinstrument. Hitler lässt sich die Mordaktion im Nachhinein als »Staatsnotwehr« vom Kabinett rechtlich absichern. Hanns Ludin hatte zu jenem Zeitpunkt seine SA-Führer zu einer Fortbildung eingeladen, auf der sie über Planwirtschaft und Sozialismus unterrichtet werden sollten. Er und seine Leute wollen die Macht von Krupp, Stinnes und Thyssen – den Einfluss der Industrie und der Banken – zurückdrängen, freilich ohne sich dabei auf die Kommunisten oder gar die Demokraten einzulassen. Hanns hat seinen Freund Richard zu diesen Vorträgen eingeladen, doch dank dessen kaputten Motorrads und der Schutzhaft, in die die Reichswehr ihren früheren Kameraden schließlich nimmt, trifft der Landwirt dort nie ein. Die Veranstaltung musste sowieso abgesagt werden, weil Hitler alle höheren SA-Männer in das Stabsquartier des Stabschefs Röhm in Wiessee einberufen hat: »Ich war als hoher SA-Führer nach Bad Wiessee befohlen worden«, berichtet mein Großvater später seinem Freund, dem Schriftsteller Ernst von Salomon, vom Tag des »Röhm-Putsches«. »Ich hatte gerade vorher auf einem großen Aufmarsch meiner Gruppe sehr offen von den Hoffnungen gesprochen, welche die SA in ihren Stabschef Röhm setzte und in seinen Willen, die Zielsetzung der SA gegen alle Strömungen zu verteidigen, die mit ihr nicht einverstanden waren. Ich hatte [...] erwartet, dass durch das Wort des Führers die Differenzen zwischen uns und der Wehrmacht, der ich doch auch kameradschaftlich verbunden war, beigelegt würden. Ich wurde mit einer Reihe anderer SA-Führer auf offener Straße durch die entgegenkommende Kolonne des Führers angehalten. Wir waren völlig überrascht, als wir erfuhren, was geschehen war. Wir mussten in einer Reihe antreten und der Führer ging von einem zum andern, jeden betrachtend, mit einem Blick, den ich zum ersten Male so empfand, wie er mir immer geschildert wurde, ohne dass ich beistimmen konnte, mit einem Blick, den ich nun auch als

»magisch« empfand. Hitler sagte kein Wort. Nur, als er bei mir angekommen war, sagte er, ohne Betonung und gleichsam in Gedanken verloren: »Ludin« – und ich wusste nicht, ob ich damit zum Tode oder zum Leben verurteilt war. Ich war der Rangälteste unter den SA-Führern, die da standen. Ich war zum Leben verurteilt.«

Hanns Ludin ist davongekommen. Er gehört zu den Auserwählten, die der Allmacht Hitlers entronnen sind, physisch zumindest. Warum er am Leben bleiben darf, ist unklar. Mit der Gruppe Südwest sitzt er an einem eher ruhigen Posten, wo die SA ihren Anspruch auf die Führung nicht deutlich gemacht und nicht mit dem Ziel einer zweiten Revolution intrigiert hat. Außerdem ist er noch nicht lange bei der SA und kannte Röhm nicht gut. Hitler wird ihm auch zugutehalten, dass er ihm durch den Ulmer Reichswehrprozess zum Legalitätseid verholpen hat. Möglich ist aber auch, dass er den aufstrebenden jungen Ludin einfach nur gut leiden kann, vielleicht ist es aber auch nichts als ein Zufall oder einer spontanen Laune Hitlers geschuldet, dass mein Großvater »die Nacht der langen Messer« überlebt. Sofort nach dem Putsch lässt Hanns klären, ob sein Freund Richard noch am Leben ist, und entsendet einen Boten zum Dürrnhof. Er lebt. Richard hat seinerseits Hanns für tot gehalten und ist erleichtert, als er erfährt, dass er verschont blieb. Die SA-Spitze aber mutmaßt, dass er, die Gunst der Stunde nutzend, mit den Kommunisten konspiriert haben könnte. Hanns schützt Richard, indem er beteuert, sein Freund habe mit Gewissheit keinerlei Kontakt zu kommunistischen Funktionären gehabt und von dem Putsch nicht das Geringste gewusst. Der Kontakt ihres Obergruppenführers Südwest zu dem »Abtrünnigen« Scheringer wird von der SA-Leitung als parteischädigend angesehen, und gegen Ludin beginnt ein Disziplinarverfahren, das man erst im September 1934 einstellt. Die Sache gilt als erledigt, Hanns wird unzweideutig nahegelegt, »das Kapitel Scheringer« nun endgültig zu beenden. Obwohl sie sich ideo-

logisch immer stärker entfremden, bleiben die beiden Männer eng befreundet. Dass Richard nicht im Konzentrationslager landet, ist zu keinem geringen Anteil Hanns zu verdanken, der sich kraft seiner Position einen Kommunisten »leisten« kann, zumal dieser nicht durch spektakuläre Widerstandsaktionen auffällt und schließlich seine wachsende Zahl von Kindern durchzubringen hat.

Für Hanns ist die dramatische Begegnung mit Hitler auf offener Straße wegbestimmend. Er tritt nun noch überzeugter als zuvor für die Werte ein, die die SA seiner Meinung nach vertritt: »Kameradschaft, Treue, Anständigkeit«. Von Sozialismus ist jetzt nicht mehr viel die Rede, übriggeblieben ist der Nationalismus – Hitler, die SS und die Industrie haben gesiegt. Hanns fühlt sich dem Diktator schicksalsergeben verpflichtet – schuldet er ihm nicht sein Leben? Der große »Führer« mit dem magischen Blick hat Gnade walten lassen, das schafft Bindung. Am 2. August 1934 findet diese Haltung ihre Entsprechung in der veränderten Vereidigungsformel, die nun nicht mehr auf der Verfassung, sondern auf der Person des »Führers und Reichskanzlers« beruht: »Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich dem Führer des deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.« Ludin schwört diesen Eid, sein zweiter Eid, der ihm zum Verhängnis werden wird.

Meine Großmutter Erla muss in jenen Tagen furchtbare Ängste ausgestanden haben. Erika ist gerade acht Monate alt, als sie ihren Vater fast verliert, sie spürt die niedergedrückte Stimmung ihrer Mutter zweifellos deutlich. Hanns, der sein Leben gerade wiedergewonnen hat, zeugt neues. Und schon ist er wieder unterwegs, beruflich und privat. Mit seiner Freundin Fee besucht er die Scheringers auf deren Hof; Fee meint, das Bauernehepaar habe das große Los gezogen. »Das Große Los« nennt Scheringer deshalb auch seine Autobiogra-

fie, die 1959 erstmals erscheinen wird. Hanns schlägt seinem Freund vor, gemeinsam in die Schweiz zu gehen, um dort nationalrevolutionäre Zellen aufzubauen und die »zweite Revolution« aus dem Exil vorzubereiten. (Ich frage mich, hätte er seine Frau und seine Tochter mitgenommen? Oder wäre er mit Fee gegangen, die die Nationalsozialisten sehr kritisch betrachtete?) Scheringer lehnt ab: kein Widerstand aus dem Exil, sondern »mit dem Volk den Weg seines Schicksals gehen«. Wäre Hanns damals mit ihm ins Ausland geflohen, resümiert er viele Jahre später, »dann wäre er nicht noch einmal auf den Hitler hereingefallen«. Ach ja, denke ich, wären sie doch gegangen! Nichts hätte ich mir lieber gewünscht als einen Großvater, der gegen die Nazis opponierte. Doch den Zeitpunkt auszusteuern, hat Hanns Elard Ludin im Jahr 1934 verpasst und die Dinge nahmen ihren dramatischen Lauf.

Fritz Ludin bekommt derweil an seiner Schule Ärger mit der Hitlerjugend (HJ). Er hat drei Schüler wegen mangelnder Leistungen bei der Reifeprüfung durchfallen lassen. Ihm ist deren Parteibuch egal, sie sind miserable Schüler, fertig, aus! Die drei beklagen sich bei ihrem HJ-Gebietsführer in Karlsruhe über den Direktor – er sei ein Feind des Nationalsozialismus, weil er sich ihnen gegenüber für das Christentum und gegen die Jugendorganisation eingesetzt habe, um die »Qualität der badischen Schulen« zu erhalten. Außerdem habe er für den Liberalismus eine Lanze gebrochen, der, wie er behauptet habe, die besten Schulen hervorbringe. Fritz, vielleicht nicht zuletzt auch unter dem Einfluss seines eigenen Sohnes, gibt klein bei und kann sich der Anschuldigungen entledigen; die drei Schüler bestehen die Reifeprüfung anschließend ohne weiteren Widerspruch. Fritz wird bald überhaupt nicht mehr widersprechen, doch sein innerer Widerstand beginnt, ihn allmählich zu zermürben und krank zu machen. Krank macht ihn vielleicht auch, sein einziges Kind im Mittelpunkt dieser Fehlentwicklungen zu sehen und sich völlig ohnmächtig zu fühlen.

Im Sommer 1935, kurz vor der Geburt des zweiten Kindes, schreibt Erla wieder einen ihrer fast täglichen Briefe an ihre Mutter Marie. Sie beschwichtigt sie, sich nicht zu sorgen, dass sie sich zu sehr auf ein Mädchen einstelle: »Ich stelle mich auf gar nichts fest ein, denn ich hoffe und wünsche mir sehnlichst einen Sohn, weiß aber, dass das nichts nützt, und nehme mir vor, keinen Augenblick enttäuscht zu sein, wenn es ein Mädchen wird. Für Erilein wäre ja ein Schwesterchen auch ganz reizend.« Doch was ist mit Hanns, wird er enttäuscht sein? Auch wenn Erla das befürchtet, sie sagt es ihrer Mutter nicht. Dafür schwärmt sie von ihrer Ältesten. Das Schönste an Eri seien neben ihren klugen Äugelein, »der liebe und fröhliche Ausdruck und das ganze strahlende Wesen, dafür kann ich nicht dankbar genug sein«. Es täte ihr nur sehr leid, dass ihr Mann das heitere Kind, sommerlich gebräunt, blond gelockt und bildhübsch, weil abermals auf Reisen, jetzt nicht sehen könne. Einen Monat später bringt Erla ihr zweites Kind zur Welt. Es ist wieder ein Mädchen. Erla nennt es Barbara. Von nun an muss Erika, jetzt fast zwei Jahre alt, sich mit ihrer Schwester die Aufmerksamkeit ihrer Mutter teilen. Wenn ihr Vater mal zu Hause weilt, ist er liebevoll zu ihr und es kommt häufig vor, dass er sie nachts aufweckt und aus dem Bettchen holt, um sie zu bewundern oder seinen Freunden vorzuführen. Seine beiden heranwachsenden Töchter werden noch oft abgelichtet werden, adrett in hellen Kleidchen, ordentlich frisiert, daneben die stolz dreinblickende, glückliche Mutter: Welch Mutterglück, oh Kindersegen, »geliebter Führer«.

Als Dreieinhalbjährige ist Erika eine mäkelige Esserin und sie findet stets neue Ausflüchte, wenn es um die Nachtruhe geht. Sie ist ein aufgewecktes, unruhiges Kind und fordert ihre Mutter täglich aufs Neue heraus. »Sie schlägt einen alle Augenblicke mit ihrer Schlaueit und ich weiß oft nicht, was antworten«, so Erla. Ratlos beichtet sie ihrer Mutter, sie sei vor allem Eri gegenüber viel zu nachgiebig, »drum denkt sie gar nicht dran zu gehorchen, und als ich ihr gestern ernst auseinander-

setzen wollte, dass sie tun müsse, was ich will, sagte sie nur, sie wolle das aber nicht. Da nützt keinerlei Drohen. Ich eigne mich ganz und gar nicht zur Kindererziehung, das merke ich immer mehr, ich bin viel zu weich und unentschlossen.« Zaghaft und nicht ganz gesund ist Erla leider auch, ihre Beine machen ihr zu schaffen, manchmal das Herz und sie fühlt sich energielos. Ihre Eltern sagen, Hanns sei egoistisch, weil er sich um seine Frau nicht genügend kümmere und nicht dafür Sorge, dass sie abends rechtzeitig zu Bett komme. Erla weist diesen Vorwurf entrüstet zurück, Hanns habe meist Schwierigkeiten einzuschlafen und bette sich nur deshalb so arg spät: »Außerdem hat er doch wirklich an anderes zu denken als dauernd an meine Nicht-Gesundheit, die sowieso oft störend wirkt, vor allem durch meine Stimmung.« Manchmal begleitet sie ihn, artig Haltung wahrend, zu offiziellen Anlässen, aber in der Regel ist er allein unterwegs. Das Paar ist auf ein Fest der Wehrmacht eingeladen, doch sie zögert noch zuzusagen, denn es kostet Eintritt und ist »sicher mordssteif, außerdem sind wir schließlich knapp mit Geld«, so Erla an ihre Mutter. Gelegentlich reist Hanns auch nach Berlin. Einmal ist er sehr zufrieden zurückgekommen, »denn Göring hatte sehr wichtig zu ihnen gesprochen«, bemerkt die stolze Gattin. Sie führt nicht aus, was so wichtig war oder was der Innenminister Hermann Göring, nun auch zum Oberbefehlshaber der neuen Luftwaffe ernannt, gesagt hat. Auf dem Reichsparteitag in Nürnberg 1936 darf Hanns gemeinsam mit Göring und dem Judenverfolger Rudolf Hess neben dem Wagen des Führers stehen. Er fühlt sich sehr geehrt.

Im Mai 1938 kommt das dritte Kind zur Welt: schon wieder ein Mädchen! Es heißt Ellen. Barbel haut ihre Schwester Eri öfter mit den Patschepfötchen ins Gesicht, da steckt Kraft dahinter, obwohl sie ein eher kränkliches Kind ist. Erla macht sich um sie Sorgen und sucht Antworten in der Ernährung. Sie schiebt es auf die »unglückselige Mandelmilch«, die sie ihr vorübergehend gefüttert hat, und auf zu viel Rohkost. Sie ist sich

ferner nicht ganz sicher, wie hübsch das Kind wirklich ist, Hanns hat da wohl so eine Bemerkung gemacht. Sie ahnt nicht, welche Schönheit aus dieser Tochter werden wird! Im Kindergarten rät ein Bub Eri, sie solle ihre Mutter in die Ecke stellen und verhauen. Eri reagiert empört und erwidert: »Meine Mutter verhau ich auch im Spaß nicht, die ist viel zu lieb.« Im Alter von fünf Jahren hat man noch kein Verständnis für die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen um sich herum, aber natürlich bekommt Eri unbewusst die veränderte Stimmung zu Hause mit, die die Entwicklungen draußen spiegelt. Sie erlebt ihren Vater und seine Kameraden meist in Uniform; wenn sie daheim konferieren, unterhalten sie sich eifrig und mit dem Ton großer Wichtigkeit. Erla sitzt gelegentlich dabei und hört aufmerksam zu, ohne sich in die Gespräche einzumischen. Im November 1938 brennen in Deutschland die Synagogen, Tausende jüdische Geschäfte werden demoliert und 30 000 jüdische Männer in Konzentrationslager verfrachtet. Die SA und die SS haben in der »Reichspogromnacht« ganze Arbeit geleistet.

Obwohl es Erla gesundheitlich und auch seelisch nicht besonders gut geht, ist sie abermals schwanger: Hanns und Hitler ein neues deutsches Kind! Sie fühlt sich überfordert und nicht in der Lage, so kurz nach der Geburt des letzten ein weiteres Baby auszutragen. Hanns ist mit allem anderen als mit ihr beschäftigt, und wenn er zu Hause ist, schreibt er an seiner Promotion über Sir Edward Goschen, den britischen Diplomaten deutscher Herkunft. Um sich zu erholen, spannt er manchmal auch ohne seine Frau und Kinder auf dem Lande aus und es ist anzunehmen, dass er sich dazu mitunter weibliche Gesellschaft holt. Erla trinkt fünf Tage lang einen übel schmeckenden, bitteren Tee, doch ohne Erfolg. Eine weitere Schwangerschaft wäre, so schreibt sie ihrer Schwester Jula Anfang 1939, eine Quälerei und für ihre Ehe ein Ruin. Wie solle sie denn je wieder zu Kräften kommen? Sie ist inzwischen dreiunddreißig Jahre alt und leidet unter ihrem Alter. Sie fühlt

sich an der Seite ihres Mannes alt, denn sie weiß, dass er schöne junge Frauen gern hat, was sie ihm noch nicht einmal verdenken kann: Schließlich gilt es, ihn in jeder Beziehung zu unterstützen und dafür zu sorgen, dass es ihm gut geht. In ihrer Not schreibt die Schwangere ihrer Schwester verzweifelt über das neue Leben in ihrem Bauch: »Dieses Kind kann ja gar nicht gesund und fröhlich werden, weil ich's nicht sein kann.«

Erla besucht einen Amtsarzt. Sie klagt über Schmerzen in der Brust und drückt ihre Befürchtung aus, herzkrank zu sein. Dem Arzt berichtet sie über ihre Tätigkeit als Gymnastiklehrerin und darüber, wie schwer ihr dieser Beruf gefallen sei; dass sie sich Sorge, ob sie ihre Verpflichtungen gegenüber den Kindern und dem noch Ungeborenen überhaupt erfüllen könne. Ihrem Mann, so Erla, habe sie diese Ängste verheimlicht, um ihn nicht zu belasten. Bei der Untersuchung stellt sich heraus, dass ihr Herz und ihr Kreislauf ganz gesund sind, allerdings hat sie einen viel zu niedrigen Blutdruck und geburtsbedingt Krampfadern. Der Arzt diagnostiziert einen Erschöpfungszustand. In seinem amtlichen Bericht sagt er, er sehe es immer wieder, dass gerade Menschen mit niedrigem Blutdruck charakterlich sehr energisch und hart gegen sich seien, körperlich besonders viel von sich verlangten und dann doch eines Tages mit dem Herzen und der Blutversorgung Schwierigkeiten bekämen. Nach seiner Erfahrung beschimpften sich solche Frauen dann als schwach, so lange, bis die Herzbeschwerden zunähmen und eine leichte Unsicherheit aufkäme, sodass diese Menschen versagten und meinten, sie seien »schwer herzkrank«. Das sei meist die Geschichte »besonders wertvoller und tatkräftiger Frauen und Mütter«. Natürlich bestärkt er sie, das Kind zu bekommen, schließlich sei sie gesund. Er verschreibt ihr eine Maiglöckchen-Tinktur, die sie über längere Zeit einzunehmen hat. Außerdem legt er den Dienststellen ihres Mannes mit diplomatischen Worten nahe, der Frau Ludin eine Entlastung im Haushalt zu bewilligen. Es gehört zu den Aufgaben des Bundes Deutscher Mädel (BDM),

ihre Mitglieder zur Unterstützung in die Häuser von Bonzen zu schicken, wo sie den Hausfrauen eine Weile unter die Arme greifen. Erla bekommt nun aber zusätzlich eine ausgebildete Kindergärtnerin, sie heißt Margarete, kurz: Gretele, und Erika liebt sie von ganzem Herzen. Ihre neue Bezugsperson ist handwerklich sehr begabt und wird nach dem Krieg eine Töpferwerkstatt betreiben, in der sie ihren späteren Mann Heinz anlernen und zu einem bekannten Keramikdesigner machen wird. Zwischen ihr und Eri entsteht eine enge Bindung, die bis zu Greteles Tod halten wird.

Das Kind kommt im August 1939 zur Welt. Wie groß ist das Glück, als es endlich, endlich ein Junge ist und ein gesunder dazu! Er wird Tilman genannt und seinem begeisterten Vater sehr ähnlich sehen. Tilman wird zweiundzwanzig Jahre später mein Patenonkel werden und entgegen den Befürchtungen seiner Mutter ein erfülltes Leben führen – bis er plötzlich viel zu früh stirbt.

Eines Tages kommt Hitler zu einer Führerbesprechung nach Stuttgart und sein SA-Obergruppenführer Ludin nutzt den offiziellen Anlass, um ihm seine beiden ältesten Kinder vorzustellen. Eri und Barbel sind ordentlich hergerichtet, Eri hat geflochtene Zöpfe. Hitler und Hanns, beide in Uniform, stehen vor den Mädchen, um sie herum viele Uniformierte. Der »Führer« beugt sich väterlich lächelnd zu Eri hinunter und ihr Vater schiebt sie mit seiner Hand, die in einem dicken, ledernen Handschuh steckt, näher zum Diktator hin. Barbel steht daneben und knetet ängstlich ihre Händchen; das Gedicht, das sie aufsagen soll, ist ihr vor lauter Aufregung entfallen. Hanns wirkt stolz auf seine beiden Kinder, denen diese Situation jedoch sichtlich unheimlich ist. Es werden Fotos gemacht und ein Motiv ist hinterher in einer Zeitschrift abgedruckt: die Kinder des Obergruppenführers Ludin beim Besuch des Führers.

Hanns' Vater Fritz ist derweil schwer krank geworden und kann seine Arbeit als Oberstudiendirektor nicht mehr ausüben. Seit der »Reichspogromnacht« ist seine Schule »juden-

frei«, alle verbliebenen Schüler sind gleichgeschaltet. In den Akten »Disziplinarfälle« ist vermerkt, dass Fritz Ludin diese Entwicklung dienstbeflissen mit herbeigeführt habe. So groß sein Unbehagen hinsichtlich der Verrohung der Sitten und des »Wissensverfalls« auch war – seine Angst, sich dagegen aufzulehnen, war größer. Eine Ohnmacht überwältigt ihn und er zieht sich depressiv in die Krankheit zurück. Sein ganzer Trost ist seine Enkelin Erika: »Mein Liebling ist und bleibt nun mal Erilein, dies sinnige, lebendige, kluge und seelisch geradezu reife Wesen. Es ist ganz eigentümlich, wie sie einem ständig Aufmerksamkeiten erweist, an denen manche Erwachsene etwas lernen könnten!« Hat er seinem kleinen Liebling auch seine Schwermütigkeit vererbt?

Hanns hat mit Tilman nun endlich seinen Stammhalter. Das, welch Wunder, macht auch Erla zufrieden. Auf einer Reichstags Sitzung trifft Ludin Manfred von Killinger, der im Auswärtigen Amt für Nachwuchsfragen zuständig ist. Killinger ist soeben von seinem Posten als Generalkonsul in San Francisco zurückgekehrt und wird bald als Gesandter in die Slowakei entsendet werden. Es ist der 1. September 1939 und die Deutschen haben in aller Herrgottsfrühe Polen angegriffen, der Zweite Weltkrieg hat begonnen, abermals angestiftet durch die Deutschen. Hanns erzählt Killinger, nach dem Krieg wolle er nicht mehr in der SA dienen, sondern im Auswärtigen Amt eine Stelle finden, er möge doch in dieser Hinsicht bitte an ihn denken.

Zunächst aber muss er die nächste Etappe überwinden: Sein Sohn ist kaum auf der Welt, als er mit der 78. Sturmdivision in den Krieg an die Westfront zieht. Als Hauptmann der Reserve übernimmt er die Verantwortung für eine Batterie. Unter seinen Männern befindet sich sein SA-Freund Hans Gmelin sowie Richard Scheringer – endlich ist man wieder »beim gleichen Haufen!« Im Zuge des Hitler-Stalin-Pakts hofft Richard, gemeinsam mit der Sowjetunion gegen den Kapitalismus und gegen die Niederlage von Versailles ankämpfen und die Revo-

lution gegen Hitler vorbereiten zu können. Hanns ist jetzt wieder Soldat der Wehrmacht und dient ein gutes Jahr in Frankreich. Erla bleibt mit den vier Kindern allein zurück. Sie singt ihnen ein französisches Lied vor, das sie noch aus ihrer Straßburger Kindheit kennt. Die Mädchen drehen zu diesem Singspiel ihre Händchen, als säßen kleine Puppen darauf. Sie strahlen und versuchen die französischen Worte auszusprechen: »Ainsi font font font, les petites marionnettes«. Mir klingt die Melodie noch heute im Gedächtnis, denn meine Mutter hat sie mir auch beigebracht.

Wo viel Licht ist, ist starker Schatten

Der nasse Schwamm patscht ihr direkt ins Gesicht. Dorle ist empört und Erika grinst. Die Kleine sitzt mit Barbel in der Badewanne, hat geplansch, vor sich hingegurr, mit Wasser gespritzt und ihre Schwester geärgert. Dorle hat sie dann fürchterlich am Fuß gekitzelt, und als es Eri zu bunt wurde, hat sie den Schwamm als Gegenwaffe eingesetzt. Doofes Dorle, die hat ja eh immer mehr Zeit für die jüngeren Geschwister! Dem Kindermädchen trieft das Wasser die Wangen hinab und sie erstattet Bericht bei den Eltern. Hanns Ludin zitiert seine Älteste in sein Arbeitszimmer, aufgeräumter Schreibtisch mit Schreibunterlage, Vasen und Gemälde, viele Bücher. Über den Bücherregalen hängt ein Selbstporträt von Vater Fritz. Vermutlich auch ein Bild von Hitler. Hanns rügt die kleine Erika, sie ist acht Jahre alt. So etwas tue man nicht, erklärt er ihr, es sei unanständig und unter ihrer Würde, einen anderen Menschen so zu beleidigen und tötlich anzugreifen. Er steht vor ihr, seine Hände hinter dem Rücken verschränkt. Nach seiner Schelte mit dem denkbar strengsten Gesicht – Eri ist davon sichtlich beeindruckt – lächelt er verschmitzt und holt eine Hand hervor, in der er ein Bonbon bereithält. Das gibt er ihr: double-bind. Sie nimmt es mit Freuden, gescholten und verhätschelt zugleich. Eri wird diese Geste von Strenge und gleichzeitiger Güte nicht vergessen und viele Jahre später ihrem Partner erzählen. Kurz nach diesem kleinen Zwischenfall beginnt die Deportation der slowakischen Juden.

Die Familie Ludin lebt inzwischen in Pressburg, das eigentlich Bratislava heißt. Hanns' Versetzung ins Ausland war rasch vonstattengegangen. Als er kurz vor Weihnachten 1940 aus dem Krieg auf Heimaturlaub nach Stuttgart zurückgekehrt war, hatte die Adjutantur des Stabschefs in Berlin umgehend nach ihm verlangt. Das Reichsaußenministerium unter Joachim von Ribbentrop fragte an, ob ihn die SA für den Auswärtigen Dienst freigeben würde. Hanns eilte noch vor den Feiertagen nach München, um sich persönlich vorzustellen, und anschließend nach Berlin, um sein Amt formell zu übernehmen. Seine Familie sah ihn nur an den Weihnachtsfeiertagen. Erla hatte ein leidvolles Jahr hinter sich, sie hatte nicht nur oft auf die Anwesenheit ihres Mannes verzichten müssen, sondern auch ihre größte Vertraute verloren, ihre Mutter Marie, die plötzlich an einer Grippe verstorben war. Es fiel ihr sehr schwer, Hanns abermals gehen zu lassen. Wohl wissend, wie wichtig ihm die neue Mission war, bestärkte sie ihn zu tun, was er für richtig halte. Verwirrend war es auch für die Kinder. Kaum hatten sie sich ihrem begehrten, fernen Vater angenähert, war er schon wieder verschwunden: Einarbeitung im Auswärtigen Amt, Abmeldung beim »Führer«! Eri weinte, als er abreiste. Er nahm sie noch einmal in seine Arme, hob sie hoch und drückte sie fest an sich.

Hitler versicherte seinem neuen Gesandten, dass die Slowakei ein souveräner Staat sei, und er gab ihm – so zumindest lautete später Hanns' Aussage vor Gericht – den Rat mit auf den Weg, sich mit allen politischen Köpfen an Ort und Stelle zu arrangieren. Das hatte Ludins Vorgänger Manfred von Killinger nicht getan, er hatte sich im innerslowakischen Machtkampf hinter Vojtech Tuka gestellt, den slowakischen Ministerpräsidenten und Außenminister. Dieser war Faschist und voller Überzeugung im Dienste des »Deutschen Reiches«. Sein Gegenspieler war Staatspräsident Jozef Tiso, dem die Eigenständigkeit der Slowakei wichtig war – das heißt, er kooperierte nur da, wo sich die Interessen des »Deutschen Reiches« mit

denen der Slowakei deckten, und leistete subtil Widerstand, wo sie sich widersprachen. Ein weiterer wichtiger Akteur war Innenminister Alexander Mach, der Chef der Hlinka-Garde, das slowakische Pendant der SS. Mach war Nationalist, hatte aber auch Verbindungen zu den Kommunisten.

Mit seiner Politik der Spaltung hatte Killinger die Stabilität des Satellitenstaats gefährdet. Als herauskam, dass er in einen Putsch gegen Tiso verwickelt war, wurde er kurzerhand in die rumänische Gesandtschaft versetzt. Er entsann sich der zufälligen Unterhaltung mit Ludin im Reichstag und schlug ihn als seinen Nachfolger vor.

Die Slowakei war ein staatlicher Neuling, als Ludin dem Staatspräsidenten Tiso am 18. Januar 1941 sein Beglaubigungsschreiben überreichte. Sie wurde am 14. März 1939 auf Hitlers Druck gegründet, begleitet vom Einmarsch deutscher Truppen in die Tschechoslowakei und deren Zerschlagung. Die slowakische Regierung unterzeichnete einen Schutzvertrag, der sie fortan außen-, verteidigungs- und wirtschaftspolitisch an das Deutsche Reich band, ihr innenpolitisch und kulturell aber Selbständigkeit einräumte. Mein Großvater hatte nun die schwierige Aufgabe, zwischen den widerstreitenden Kräften zu vermitteln, auf dass die Slowakei dem »Reich« als zuverlässige Verbündete in Mitteleuropa zur Verfügung stünde.

Im April 1941 stirbt sein Vater in Freiburg an Krebs. Einer seiner engen Freunde, ein Vertreter des Caritasverbandes, wird 1946 in einer Erklärung zugunsten Hanns Ludins aussagen, Fritz' »Ohnmacht, mit der er der Parteibewegung gegenüberstand, hat frühzeitig seine Gesundheit untergraben und in härmelnder [sic] Sorge musste er das Krankenhaus aufsuchen. Diese Zukunft der deutschen Jugend, deren Erziehung sein ganzes Leben galt, brach ihm das Herz und beschleunigte so seinen vorzeitigen Tod.« Sein Sohn indes macht weiter, er, das kann man zu diesem Zeitpunkt konstatieren, hat einen beachtlichen Aufstieg vom Berufssoldaten zum Diplomaten hinter sich. Diesen Umstand verdankt er vor allem

den internen Auseinandersetzungen zwischen der SS einerseits sowie der SA und dem Außenministerium andererseits. Das NS-Regime trachtet danach, SA-Leute als mögliche Konkurrenten weiter unter Kontrolle zu behalten, indem es sie durch hohe Funktionen in ihr System einbindet, gleichzeitig ist das Auswärtige Amt bestrebt, den Einfluss der SS zu begrenzen, indem es SA-Männer in Positionen bringt, ideologisch standfeste Personen, die im osteuropäischen Ausland eine Politik nach nationalsozialistischen Vorstellungen durchsetzen – Führungspersönlichkeiten wie Ludin.

Um die slowakische Regierung für die deutschen Interessen zu instrumentalisieren, gibt es in Pressburg einen Beraterstab, der dem Gesandten und dem Auswärtigen Amt unterstellt ist. Ludin nimmt seine Freunde aus der SA-Gruppe Südwest mit, Hans Gmelin wird seine rechte Hand. Alle wichtigen Berater sind bereits am Ort, als der neue Gesandte eintrifft, darunter auch der »Judenberater« Dieter Wisliceny. Das Berliner Außenministerium gewährt Ludin freie Hand und er betreibt – ganz im Gegensatz zu seinem Vorgänger – eine eher traditionelle Außenpolitik. Er verhält sich diplomatisch und ist nach allen Seiten hin gesprächsbereit. Im Oktober 1941 finden unter seiner Ägide die ersten Abtransporte von Juden aus Pressburg in Ghettos oder slowakische Arbeitslager statt.

Im August war Erla ihrem Mann endlich mit den Kindern gefolgt. Sie beziehen eine der »arisierten« Villen in einem noblen Wohnviertel der Stadt. Die Ludins, die in Stuttgart relativ bescheiden gelebt haben, genießen den guten Lebensstandard. »Pressburg ist ihm lieber als Pressburg« lautet eine Redewendung – sie stammt aus dieser Zeit, denn während im restlichen Europa Krieg und Entbehrung herrschen, ist die Versorgungslage in der überwiegend landwirtschaftlich geprägten Slowakei nach wie vor gut. In der schönen Hauptstadt, durch die die Donau fließt, sind sogar Weintrauben im Angebot. Davon können die Menschen auf dem Land allerdings nur träumen: Sie leben in erster Linie von Kartoffeln, Milch, Brot, Butter, Speck

und anderer Schlachtware. Bevor die »Reichsdeutschen« kamen, kaufte man in jüdischen und türkischen Läden ein, besonders beliebt war der türkische Honig. Doch irgendwann waren die Besitzer verschwunden, stattdessen verkaufen nun »Volksdeutsche« Spätzle, Kristallzucker, Petroleum für Lampen und was man sonst noch so braucht. Im Pressburger Diplomatenviertel gibt es schon elektrisches Licht und die Straßen sind sogar geteert. Bei den auf dem Lande lebenden »Volksdeutschen« geht es viel einfacher zu. Sie bewundern und beneiden die »Reichsdeutschen«, die sie für kultivierter und privilegierter halten.

Das Ludin'sche Kindermädchen Gretele ist in Hohenzollern geblieben, stattdessen lebt Dorle nun mit im Haus. Sie hütet die Kleinen, die in ihren geräumigen Kinderzimmern und auf dem großen Balkon des Hauses viel Spaß haben. Erika geht ab Herbst 1941 in die deutsch-evangelische Volksschule. Sie hat eine rasche Auffassungsgabe und erledigt ihre Hausaufgaben im Handumdrehen. Ihre Schwester Barbel wird ihrer zarten Konstitution wegen zunächst zu Hause unterrichtet. Sie ist verträumter, sie braucht mehr Zeit und ist vom Tempo der Älteren eingeschüchtert. Manchmal muss Eri mit ihren Klassenkameraden in JM-Kleidung auf öffentlichen Plätzen den Nazi-Bonzen vorsingen. Als Tochter des Gesandten genießt sie besondere Anerkennung. Erla ist nun ganz Diplomategattin und übernimmt allerhand repräsentative Aufgaben: »Repräsentationspflichten waren etwas ganz Neues für mich«, sagt sie später, »sie haben mich sehr beschäftigt. Ich war mehr gewillt, äußerlich so zu sein, wie es von mir erwartet wurde.« Und innerlich?

Weder von Haus aus noch überhaupt besonders gläubig, besucht sie nun regelmäßig die Kirche zum Sonntagsgottesdienst, was sie meines Wissens später nie wieder getan hat. In diesem von Klerikern regierten Land sieht man die offen zur Schau gestellte Gottesgläubigkeit gern, unter den Nationalsozialisten hingegen ist sie verpönt. Tut sie es, um die diplo-

matischen Bemühungen ihres Mannes zu unterstützen, oder findet sie in der Kirche wirklich einen Halt? Nach ihrer Mutter stirbt jetzt ihr einziger Bruder Franz als Soldat. Vielleicht betet sie an einem dieser Sonntage für die Toten in ihrer Familie? Der Krieg, der so viele Opfer kostet, ereilt auf diese Weise auch sie.

Hans S. erinnert sich, »dass es bis zum August 1944, von gelegentlichen luftgelandeten Kommandos abgesehen, nirgendwo ruhiger war als in der Slowakei, wo Tiso, Ludin und wir alle hinauf in die Karpaten-Ukraine in Ständer-dekoriertem Dienstwagen durch Dörfer und Wälder fuhren, ohne auch nur eine Pistole im Wagen, geschweige denn ein Begleitkommando oder so was dabei zu haben«. Manchmal darf auch Eri auf diese Ausflüge mitkommen und sie genießt diese Anlässe. Natürlich sind die Männer auf ihren »Machotouren« meist allein unterwegs, auch ihre Frauen tun gut daran, zu Hause zu bleiben. Denn ihre Partner lieben die slowakische Musikalität und feiern mit den Zippser »Volksdeutschen«, dass die Balken krachen. Weinselig und ziemlich betrunken fahren sie anschließend die Passstraßen hinunter, lauthals singend und derbe Witze reißend.

Erla hat in Pressburg nicht nur Hanns und ihre Kinder um sich, sondern auch die Gemahlinnen seiner Kollegen. In der Fremde tut man sich eher zusammen als daheim, bei Tee und Kuchen tauscht man Erfahrungen mit der neuen Umgebung und bleibt unter sich. Haben die Frauen über den Krieg gesprochen, haben sie politisch diskutiert?

Hanns ist inzwischen zum Gesandten I. Klasse mit einem Jahresverdienst von 47 500 Reichsmark ernannt worden, ein angenehmes Leben scheint gesichert. Eri liebt es, wenn ihr Vater sie auf der Schaukel anschubst, das sind ganz innige Momente mit ihm, weil sie so selten stattfinden. Erla ist wieder schwanger. Aus ihrer Ohnmacht ist ein Stückchen Macht geworden, schließlich ist sie die Frau des Gesandten. Und sie ist seine Göttin, seine Gebieterin.

Hanns und Erla verbringen mehr Zeit miteinander denn je, es geht ihnen gut. Über Politik sprechen die beiden selten, so zumindest wird Erla es später darstellen, ihre Unterhaltungen drehen sich angeblich vor allem um Alltägliches. In der Beurteilung anderer Menschen sind sie sich fast immer einig. Hanns weilt seine Frau in seine innersten Gedanken nur gelegentlich ein und sie ist zurückhaltend und rücksichtsvoll, fragt ihn nicht weiter, selbst wenn sie hinter seinen Worten mehr vermutet. Was er tut, hält sie für richtig. Nur wenn er zweifelt, wenn er unsicher wird, bestärkt sie ihn: »Wo viel Licht ist, ist starker Schatten.«

Ludin engagiert sich für die Slowaken und ist bemüht, von ihnen anerkannt zu werden. Er nimmt seine Aufgabe als Gesandter sehr ernst. Sein Ehrgeiz ist, die Slowakei zum »Muschterlände« deutscher Führungspolitik zu machen, und er will beweisen, dass das ohne Polizeimaßnahmen geht. Die Berater funktionieren gut und die slowakischen Stellen kooperieren. Es gibt auch keine Einwände, als es darum geht, mit »den Deutschen« den Krieg gegen Russland zu beginnen. Die slowakische Regierung hat schon bald nach der Staatsgründung antijüdische Gesetze und im September 1941 den »Judenkodex« erlassen, um die Juden schrittweise zu diskriminieren, zu enteignen, zu entrechten und zu Zwangsarbeit zu verpflichten. Judenfeindschaft müssen die Nationalsozialisten dem slowakischen Regime nicht erst beibringen, sein Antisemitismus »war fest in religiöser Tradition und unmittelbarem deutschen Einfluss verankert«, sagt der Historiker Saul Friedländer. Erst wird Pressburg »judenrein« gemacht, dann das übrige Land. »Die katholische Slowakei war – nach dem Reich das erste Land, das mit der Deportation seiner Juden begann«, so Friedländer. Als das Reichssicherheitshauptamt den »Judenberater« Wisliceny abberufen will, telegraphiert Ludin, dieser Berater sei »unabkömmlich und unentbehrlich«. Wisliceny darf bleiben.

Die Verbündeten debattieren darüber, wem von beiden –

den Deutschen oder den Slowaken – das Hab und Gut der Deportierten zustehe, und sie einigen sich, das Vermögen der slowakischen Juden in der Slowakei zu belassen. Die slowakische Regierung erklärt sich bereit, für jeden »ausgesiedelten« Juden 500 Reichsmark zu bezahlen, wenn sichergestellt sei, dass sie nicht wieder zurückkämen. Am 6. April 1942 meldet Ludin dem Auswärtigen Amt: »Die Slowakische Regierung hat sich mit dem Abtransport aller Juden aus der Slowakei ohne jeden deutschen Druck einverstanden erklärt. Auch der Staatspräsident persönlich hat dem Abtransport zugestimmt ...«

Hanns' zweiter Sohn Malte ist unterdessen zur Welt gekommen, die Ludins haben nun fünf Kinder und zum Glück hat Erla Angestellte im Haus, um die Kinderschar und die gesellschaftlichen Verpflichtungen miteinander zu vereinbaren. Am 15. Mai, zwölf Tage vor seiner Ermordung durch tschechische Agenten, gibt der Chef der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes, Reinhard Heydrich, dem Auswärtigen Amt bekannt, »dass in der Zeit vom 25. 3. bis 29. 4. 1942 die ersten 20 000 – in der Mehrzahl arbeitsfähige – Juden aus der Slowakei nach Auschwitz und Lublin abgeschoben wurden«. Inzwischen habe die »Abschiebung« weiterer 20 000 Juden nach Lublin begonnen. »Die Deportation war nicht das Ergebnis deutschen Drucks, sondern sie ging auf ein slowakisches Ersuchen zurück«, so Friedländer. Bis Ende Juni sind laut Bericht des »Judenberaters« 52 000 Juden »ausgeführt« worden, Ludin verlangt nun nach »einer 100%-igen Lösung der Judenfrage«. Weitere Abtransporte finden kurz darauf statt. Im Sommer kommen die Judentransporte einstweilen zum Stillstand. Ludin kabelt nach Berlin: »Die Durchführung der Evakuierung der Juden aus der Slowakei ist im Augenblick auf einem toten Punkt angelangt. Bedingt durch kirchliche Einflüsse und durch die Korruption einzelner Beamter haben etwa 35 000 Juden Sonderlegitimationen erhalten, auf Grund derer sie nicht evakuiert zu werden brauchen. Die Judenaussiedlung ist in weiten Kreisen des slowakischen Volkes sehr unpopulär.

Diese Einstellung wird durch die in den letzten Tagen scharf einsetzende englische Propaganda noch verstärkt. Ministerpräsident Tuka wünscht jedoch die Judenaussiedlung fortzusetzen und bittet um Unterstützung durch scharfen diplomatischen Druck des Reiches.« Er erkundigt sich, ob »in dieser Richtung weiterverfahren werden solle«. Ernst von Weizsäcker, der Staatssekretär im Auswärtigen Amt, meldet im Telegrammstil zurück, Ludin solle Staatspräsident Tiso gegenüber gelegentlich zum Ausdruck bringen, die Einstellung der »Judenaussiedlung« und der Ausschluss von 35 000 Juden von der »Abschiebung [...] würde in Deutschland überraschen, umso mehr als [die] bisherige Mitwirkung [der] Slowakei in der Judenfrage hier sehr gewürdigt worden sei«. Insgesamt werden im Jahr 1942 etwa 58 000 slowakische Juden in deutschen Konzentrationslagern ermordet.

Mit »100%-iger Lösung« meinte mein Großvater gewiss nicht »Aussiedlung« und »Arbeitslager«. All diese Euphemismen wie »Aussiedlung«, »Abschiebung«, »Arbeitsdienst« und »Lösung« dienen lediglich dazu, ein mörderisches Großunternehmen in einer verschlüsselten Sprache minutiös zu dokumentieren – und der Nachwelt, hier meiner Familie, Interpretationsschlupflöcher zu schaffen: »Davon haben wir nichts gewusst!« Schon zu Beginn der Deportationen hat der Vatikan interveniert und über seinen Nachrichtendienst protestiert, dass die Deportierten nicht ausgesiedelt, sondern in Wahrheit vernichtet würden. Ludin, in regelmäßigem Kontakt mit dem Auswärtigen Amt, hat über diese Beschwerde berichtet. Was wirklich mit ihnen geschah, wurde nach außen hin geheim gehalten, das passte in die Strategie der Nationalsozialisten, ihr mörderisches Vorhaben so lange wie möglich in der Öffentlichkeit zu vertuschen. Albrecht von Kessel, der Vertraute von Weizsäcker, sagte 1964 aus, alle höheren Beamten des Auswärtigen Amtes hätten seit 1941 gewusst, »dass die Juden planmäßig auf die eine oder andere Weise physisch ausgerottet werden sollten«, so der Historiker Hans-Jürgen Döscher.

Auch Hanns Ludin weiß Bescheid. Mit den ranghohen Nationalsozialisten, die er in Pressburg empfängt, unterhält er sich gewiss nicht nur über slowakische Nationaltrachten, Jagdtrophäen, schöne Wälder und Burgen. Man redet nicht um den heißen Brei herum; ab einem gewissen Punkt hat man sogar mit Tiso Klartext gesprochen, um ihn dazu zu bewegen, die Deportationen wieder aufzunehmen. Gewiss, mit den Deportationen hatte Ludin direkt nicht viel zu tun, denn Dieter Wisliceny, Hauptansprechpartner der Deutschen in allen »Judenfragen«, stand den slowakischen Behörden in puncto Organisation und Durchführung beratend zur Seite und war somit eine lenkende Kraft. Hanns hatte die Aufgabe, die Vorgänge zwischen dem Auswärtigen Amt und der slowakischen Regierung abzustimmen sowie Unterschriften zu leisten. Als höchster Vertreter des NS-Regimes in der Slowakei trug er am Ort die politische Verantwortung für die Abtransporte. »Als ich nach Bratislava kam«, wird er später aussagen, »habe ich keine Richtlinien bekommen über die Behandlung der Judenfrage in der Slowakei. Bei meiner Ankunft hatte die slowakische Regierung bereits weitgehende Maßnahmen in dieser Frage eingeleitet, unter anderem wurde ein größeres Gesetzeswerk zur Ausschaltung des Judentums vorbereitet.« Offizielle Schritte habe er nicht unternommen, er habe der »Juden-Angelegenheit« indifferent gegenübergestanden.

Ludin ist mit Wislicenys Arbeit zufrieden, denn als der »Judenberater« Ende 1942 ein zweites Mal, dieses Mal nach Saloniki, versetzt werden soll, fordert er abermals vom Auswärtigen Amt, seinen Mitarbeiter in der Slowakei zu belassen, weil dessen Abberufung »nicht nur den ›vollständigen Stillstand in Judenfragen‹ bedeuten würde, sondern [...] dann die Gefahr einer heimlichen Rücknahme der antijüdischen Maßnahmen bestehe« – nachzulesen bei der Historikerin Tatjana Tönsmeier. 1942 sind die Nationalsozialisten noch so siegesgewiss, dass sie nicht annehmen, sich für ihre Taten jemals rechtfertigen zu müssen. Mein Großvater ist aktiv an einem industriell-

len Massenmord beteiligt, dem größten aller Menschheitsverbrechen, und das in einem Milieu, das die Judenvernichtung zu jenem Zeitpunkt für selbstverständlich hält. Meine Mutter, noch keine zehn Jahre alt und vollkommen unschuldig, ist durch diese Entwicklungen bereits fürs Leben gezeichnet.

Genie oder Verbrecher?

In der Hohen Tatra haben die Ludins ein Ferienhaus. Hier lernt Eri im Winter Skilaufen, jauchzend rutscht sie noch etwas unsicher im Schneepflug kleinere Anhöhen hinunter. Auch Erlas Vater kommt zu Besuch und es gibt heitere Schlittenfahrten mit Pferden. Seine Gesundheit ist angeschlagen, er stirbt nach seiner Rückkehr nach Deutschland unerwartet rasch: Das Leben ohne seine Marie war ihm wohl doch zu beschwerlich gewesen. Erla ist nun, achtunddreißigjährig, umso mehr auf das Leben mit ihrem Mann angewiesen.

Hanns pflegt seine kameradschaftlichen Beziehungen nicht nur zu seinen deutschen Kollegen, sondern auch zu Jozef Tiso und dessen Mitarbeitern. Wenn Tiso mit ihm etwas Wichtiges besprechen will, so munkelt man, lädt er den Gesandten informell ein und dann kegeln die beiden bei einem entspannten Schwatz. Es lässt sich gut leben in der Slowakei. Draußen herrscht Krieg. Das Trümmerfeld von Stalingrad, das zum Jahreswechsel die Kriegswende einläutet, lässt den »deutschen Endsieg« immer unwahrscheinlicher werden.

Nach Beendigung der Grundschule verbringt Eri die Sommerferien in Ostrach am Bodensee. Von den heftigen Bombardements der deutschen Städte durch die alliierten Kräfte ist hier nichts zu spüren, auch das ist ein Privileg. Eris Vater hat ein landwirtschaftliches Anwesen gekauft, um für alle Fälle in Deutschland eine feste Bleibe zu haben. Tante Anne, Erlas älteste Schwester, ist dort und passt auf die Zehnjährige auf. Sie

soll Eri ein wenig auf die Sprünge helfen, der Aufenthalt fern von der Familie in einem fest strukturierten Rahmen, so hoffen die Eltern, möge einen guten pädagogischen Einfluss auf das zunehmend widerspenstige Kind haben. Eri hilft auf dem Hof mit. Sie sagt, es gefalle ihr gut, und wie von der Mutter verlangt, schreibt sie regelmäßig Briefe nach Pressburg. Ihr geliebtes ehemaliges Kindermädchen Gretele hat eine Tochter bekommen und sie zur Patin gemacht, darauf ist sie besonders stolz. Das Kind heißt Barbara und viele Jahre später wird Barbara gelegentlich auch auf meinen Bruder und mich aufpassen.

Erla erwartet ihr sechstes Kind und verbringt die heißen Tage mit der Unterstützung von Dorle auf dem Land in Ivanov Salaš. »Ich hoffe sehr, dass es nun bald kommt, ich freue mich ja schon so und du dich sicher auch«, schreibt sie ihrer Ältesten an den Bodensee. Ob sich Eri gefreut hat, wage ich zu bezweifeln, schließlich bedeutet jedes weitere Kind, dass ihre Mutter noch weniger Zeit für sie hat. Hanns genießt sein Herrenleben. Sein Mitarbeiter Hans S. erinnert sich an eine »fette Vesper« beim Forstmeister, die sie anschließend in der Diele des Ludin'schen Hauses mit berausenden Getränken zu verdauen versuchten. Hans Gmelin ist auch dabei und Richard Scheringer, der seinen Freund zur Jagd in Pressburg besucht. Die Männer singen ein Kriegslied aus den zwanziger Jahren: »Es klappert der Huf am Stege, wir zieh'n mit dem Fähnlein ins Feld; blut'ger Kampf allerwege, dazu sind auch wir bestellt; wir reiten und reiten und singen, im Herzen die bitterste Not; die Sehnsucht will uns bezwingen, doch wir reiten die Sehnsucht tot.« Und sie sprechen über die Schlacht am Jelna-Bogen, bei der einer ihrer Kameraden gefallen ist. »Ich war sehr wütend auf Gmelin«, schreibt Hans S. viele Jahre später, weil er »Ludin immer wieder zum Trinken nötigte, obgleich der damals nicht mehr viel vertrug und schon am blausten war.«

Als Andrea, das letzte der Ludin-Kinder, im August 1943 geboren wird, ist Eri schon wieder daheim bei der Familie in

Pressburg. Das Gymnasium beginnt. Sie spielt oft auf ihrem Akkordeon, das macht sie gerne. Im Garten sorgt sie für gute Stimmung, wenn sie mit den Geschwistern Zirkus spielt oder Theateraufführungen inszeniert.

Das Familienleben wird jedoch zunehmend getrübt von den Aktionen der slowakischen Partisanen, die unter der deutschen Minderheit von rund 120 000 Personen (andere Quellen sprechen von 160 000) für Unruhe sorgen. Hanns reist im Mai auf den Schloßlehof in Ostrach, um nach dem Rechten zu sehen, er ahnt vermutlich, dass seine Familie bald einen Unterschlupf brauchen wird.

Der Anschlag vom 20. Juli schlägt fehl, Hitler überlebt und die Attentäter werden hingerichtet. »Mein Führer«, telegraphiert Hanns ehrerbietig, »im Namen aller Deutschen in der Slowakei, insbesondere im Namen der in der Slowakei eingesetzten Teile der deutschen Wehrmacht, grüße ich Sie in großer Dankbarkeit gegenüber einer Vorsehung, die Sie uns so gütig erhalten hat.« Er unterzeichnet mit »Ludin, Gesandter und SA-Obergruppenführer«.

Ende August 1944 bricht in der Slowakei der Aufstand aus. Ludin steht in ständigen Verhandlungen mit dem Auswärtigen Amt und Tiso. Man bespricht Evakuierungspläne für den Notfall. Ludin will angeblich vermeiden, dass deutsche Truppen intervenieren und das Land besetzen, er hofft, die Lage auch ohne äußere Einmischung unter Kontrolle bringen zu können. Doch bald muss er einsehen, dass der slowakische Widerstand nicht zu bremsen ist. Mit der Zustimmung Tisos marschieren schließlich deutsche Truppen ein.

Hans Gmelin ist mit einem Stoßtrupp unterwegs, der eine Gruppe Kinder aus der »Kinderlandverschickung« holen soll. Die Kinder sind auf Partisanengebiet eingeschlossen und der Trupp wird um ein Haar aufgerieben. In Pressburg heißt es, alle seien bei dieser Aktion ums Leben gekommen, auch Gmelin. Dessen Frau will es nicht glauben. Erla eilt herbei, um die vermeintliche Witwe zu trösten.

Nun wird SS-Obergruppenführer Gottlob Berger als General in die Slowakei geschickt, denn Heinrich Himmler vertraut dem verbündeten Staat nicht mehr – ebenso wenig wie den Fähigkeiten von Ludin, dem er Fehleinschätzungen der politischen Verhältnisse anlastet. Ludin demonstriert den Bürgern Pressburgs, dass die Situation nicht aus dem Ruder geraten sei, indem er seine Kinder in der offenen Limousine durch die Stadt fahren lässt. Dass es zu keinem Volksaufstand gekommen sei, meinte sein Kulturattaché später, sei das Verdienst seines Freundes gewesen oder besser das Ergebnis seiner »von der üblichen deutschen ›Ostpolitik‹ so stark abweichenden Politik, dass wir oft genug und nicht ohne gelegentliches Vergnügen großen Krach mit der Reichsführung SS, dem SD [Sicherheitsdienst] und was es sonst noch so in Berlin gab, wegen unserer ›Verhättschelungspolitik‹ hatten«.

Berger und sein SS-Obersturmbannführer Josef Witiska mit der Einsatztruppe H greifen entschieden gegen die Widerstandskämpfer durch, unter ihnen sind auch Juden. Die SS-Leute bringen sie um oder deportieren sie – ebenso wie alle anderen im Land verbliebenen Juden, derer sie habhaft werden. Staatspräsident Tiso protestiert am 4. Oktober gegen diese Maßnahmen, doch mein Großvater lässt ihn wissen, dass die »Judenfrage« nun »auf alle Fälle radikal gelöst« werden müsse. Ludin rät dem Staatspräsidenten, falls sich das Ausland über die wiederaufgenommenen Deportationen beschwere, zu erwidern, dass Deutschland bereit sei »für die hier getroffenen Judenmaßnahmen die Verantwortung zu übernehmen«, so zitiert ihn der amerikanische Historiker und Holocaust-Forscher Raul Hilberg.

Ludin ist stark unter Druck – die Verständigung mit den Slowaken will nicht mehr nach seinen Vorstellungen funktionieren – und Berlin ist darauf bedacht, die Situation in der Slowakei unter Kontrolle zu bekommen. Berger und Ludin kennen sich schon aus früheren Zeiten und sind sich alles andere als grün. Berger nutzt die Gunst der Stunde und meldet sarkas-

tisch an Himmler: »Ich wundere mich, Reichsführer, was aus meinem Hanns Ludin geworden ist. Das Hauptprinzip des Auswärtigen Amtes scheint doch das zu sein, unsichere Männer zu erziehen.« Angeblich ist man bestrebt, Ludin durch einen neuen Mann zu ersetzen, der in der Slowakei gesellschaftlich weniger gebunden und bereit ist, härter durchzugreifen. Bei seinem späteren Prozess wird mein Großvater aussagen, er habe die Stellung Bergers so aufgefasst, »dass er keinen offiziellen politischen Auftrag hatte, dass ihn aber Himmler ganz ohne Zweifel persönlich beauftragte, meine Tätigkeit als Vertreter des Amtes auszuschalten und auch die Dinge politisch in seine Hand zu nehmen«. Bei der Niederschlagung des Aufstands habe der deutsche Gesandte nichts mehr mitzureden gehabt, befindet Hans S. rückblickend, »und wenn überhaupt, so war er damit beschäftigt, zwischen Pressburg und Berlin hin- und herzufahren, um »oben« gegen Härten zu plädieren, die Oberkommando oder SD-Befehlshaber gegen seinen Willen angeordnet hatten«.

Was Berger, wegen seiner vielfältigen Tätigkeiten im Rahmen der SS auch »General Wirrwarr« genannt, in der Slowakei nicht bewerkstelligen kann, erledigt alsbald Hermann Höfle, der dem SS-Mann als »Deutscher Befehlshaber in der Slowakei« folgt: Er beendet den Partisanenaufstand am 27. Oktober 1944. Ludins rechte Hand, Hans Gmelin, wird für seine Verdienste bei der Partisanenbekämpfung mit dem Eisernen Kreuz geehrt. Ende Oktober, Anfang November ist Hanns noch einmal auf einem seiner Besuche im Berliner Hotel Adlon. Einer seiner Attachés erinnert sich sechzehn Jahre später daran, »dass wir uns fragten, ob wir von einem Genie oder einem Wahnsinnigen geführt würden (bis zum Verbrecher wagten sich unsere Gedanken noch nicht vor), wobei Ludin schließlich ausbrach, dass er jedenfalls wisse, dass man in seinem Leben einen Eid nur einmal brechen könne, ohne vor sich selbst zum Schwein zu werden, und dass es für ihn nichts anderes mehr geben könne, als bis zum Ende dabeizubleiben«.

Mein Großvater ist an das NS-Regime mit seinen Verbrechen schon viel zu gebunden, um noch aussteigen zu können. Seine Vorgesetzten belassen ihn in seiner Stellung, damit es zu keinen weiteren Störungen mit der Slowakei kommt, der Reichsaußenminister vermittelt ihm, dass nur er die politische Verantwortung gegenüber dem »Deutschen Reich« habe, sich aber in die Kommandogewalt des Polizeiführers nicht einmischen solle. Seiner Frau erklärt Hanns die Sache mit dem Eid ebenfalls, und dass er zu seiner Mission und seinem »Führer« halte, denn es gebe keinen Weg zurück.

Erla sieht, dass ihr Mann verzweifelt ist. Auch sie kann oder will seine Ahnung, einem Verbrecher aufgesessen, ja schlimmer noch, selbst in ein Verbrechen verwickelt zu sein, nicht zu Ende denken. Folglich versucht sie, ihn zu ermuntern: Wo gehobelt werde, fielen eben auch Späne – dieser »verfluchte Leim«, mit dem sie ihr NS-Gedankengebäude zusammengeklebt haben, wie ein ehemaliger Mitarbeiter später erkennen wird. Zwischen September 1944 und März 1945 treffen weitere elf Transporte mit etwa 11 500 Juden in den KZs ein. Historiker sagen, dass in der Slowakei ungefähr 70 000 Menschen im Holocaust umgekommen sind. Aus der »Jugendeselei« ist ein gigantischer Judenmord geworden.

Hitlers Imperium wankt inzwischen an allen Fronten. Das weiß auch die slowakische Regierung. Für die deutsche Minderheit wird die Zukunft unsicher, viele kehren deshalb »heim ins Reich«. Hanns Ludin hat seine Familie bereits während des Aufstands ausreisen lassen. Seine Kinder Barbel, Ellen, Tilman und Malte kommen nach Biberach an der Riss in die Obhut des Kindermädchens. Erika und die kleine Andrea bleiben noch eine Weile bei ihm und seiner Frau. Er will noch immer nicht so recht akzeptieren, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen ist, und so telegraphiert er Göring an Silvester die besten Wünsche »für das entscheidungsvolle Jahr«. Mit Eri, die mittlerweile elf Jahre alt ist, unterhält er sich manchmal liebevoll, wenn er niedergeschlagen zu Hause am Schreibtisch

sitzt und das Kind ihn unsicher, aber aufmunternd anlächelt. Sie ist für ihr Alter schon sehr verständnisvoll, ja fast zu reif und sie hört genau hin, wenn ihr Vater spricht. Dieser Mann in Uniform, dessen Augen so schalkhaft blitzten, wenn er mit seinen Kindern einen Schabernack trieb, ist ihr Vater und sie liebt ihn bedingungslos. Jetzt kann sie diesen Schalk bei ihm nicht mehr entdecken. Hanns sieht sehr besorgt aus.

Für das Vergangene geradestehen

»Ich bin jetzt ›War Criminal‹«, sagt er. Hanns Elard Ludin sitzt im Gefangenenlager Natternberg in Niederbayern. Anfang April 1945 war er mit der slowakischen Regierung nach Österreich geflüchtet, wo er sich sechs Wochen lang in einem Schloss bei Kremsmünster versteckt hielt. Während die Amerikaner die KZs befreiten, hat er angeblich noch Hitlers Geburtstag gefeiert. Eine Woche nach Kriegsende und nach einer Irrfahrt auf dem Fahrrad stellte er sich schließlich freiwillig den Amerikanern. Warum er das tat, ist nicht geklärt – aus Resignation, Schuldbewusstsein, Verantwortungsgefühl? Hanns habe sich nicht ausliefern lassen, »um seine Mitschuld an der Vergewaltigung des armen Slowakenvolkes zu sühnen«, urteilte ein Freund 1960 in einem Brief an Richard Scheringer, »sondern erstens, um als Vertreter des Reiches und der NS-Führung geradezustehen für alles, was zu Recht oder zu Unrecht diesem von ihm in der Slowakei vertretenen Reich und der Hitler-Epoche nun vorgeworfen wurde, und zweitens, um für die [...] angeklagten slowakischen ›Kollaborateure‹ Deutschlands, Tiso, Tuka, Mach [...] entlastendes Zeugnis abzulegen und für sie in die Bresche zu springen. Äußerlich sinnlos, innerlich unabdingbar verpflichtend für einen Hanns Ludin, der, wie Sie wissen, für seine Freunde immer den Kopf hinhielt.«

Erla ist bis kurz vor der Flucht ihres Mannes aus der Slowakei bei ihm geblieben. Dorle, die mit den Ludin-Kindern wegen des Fliegeralarms oft stundenlang im Luftschutzkeller sitzt,

schreibt ihrer Chefin nach Pressburg: Die großen Mädchen benehmen sich sehr gut, die Kleinen allerdings seien sehr unruhig. Barbel erblasse bei den Bombardierungen, beteure aber stets tapfer, dass ihr nichts fehle. Die Neunjährige wird mit ihrem Bruder Malte einmal auf der Straße von einem Angriff überrascht und rennt voller Angst und Schrecken mit ihm um ihr Leben. Die Stimmung sei furchtbar, so Dorle an Erla, und die Menschen seien voller Hass und Wut gegen die »Mordsbanditen«; damit meint sie die Alliierten. Sie nennt die Ludins »ihre Kinder« und sorgt sich um sie, als seien es ihre eigenen.

Nur Erika ist nicht dabei, sie ist bereits bei Tante Anne auf dem Schösslehof. Sie findet die Landwirtschaft zwar »pfündig«, aber sie kommt sich auf dem Anwesen verloren vor. Alles war in Pressburg plötzlich sehr schnell gegangen, die Verabschiedung von ihrem Vater war ihr schwergefallen. Er war so angespannt gewesen, dass sich die Unruhe auch auf sie übertrug, ohne dass sie verstand, welche Dimension dieser Abschied hatte. Eri fehlt der emotionale Halt, den sie jetzt mehr denn je nötig hätte. Endlich, im März, reist auch Erla an und holt die Geschwister in Biberach ab, um mit ihnen aufs Land zu ziehen. Wie erleichtert ist Eri, als alle wieder beisammen sind.

Sie imitiert gekonnt Ungarisch, um die Geschwister zu belustigen, und veranstaltet zur Freude aller gleich einen riesigen Bohei in der Küche, womit sie ihre inneren Spannungen gut überspielen kann. Es fehlt jetzt nur noch der Vater, um sie wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Der hat noch bis zur letzten Minute in seinem Amt ausgehalten, bevor er mit Staatspräsident Tiso und anderen das Weite suchte. Seit seiner »Evakuierung« aus der Slowakei weiß die Familie nichts über seinen Verbleib: Ist seine Flucht geglückt? Ist er noch am Leben? Erla bangt hoffnungsvoll.

Im Vergleich zum feinen Diplomatenleben ist hier auf dem Hof alles ziemlich primitiv. Mit Ausnahme der Küche gibt es nirgendwo im Haus fließend Wasser, sanitäre Einrichtungen existieren nicht und die Kinder laufen barfuß herum (Schuhe

sind nach dem Krieg Mangelware). Auch gibt es hier keine elegante schwarze Limousine, sondern nur eine Pferdekutsche. Die älteren Kinder gehen täglich vier Kilometer zu Fuß zur Schule.

Es ist der 8. Mai, rundherum blüht schon alles, als Deutschland kapituliert und der Krieg endlich zu Ende ist. Die Zerstörung in den Städten ist entsetzlich, doch die Beseitigung der Trümmer und der Wiederaufbau bieten sich jetzt an, um aktiv zu verdrängen, was nicht sichtbar ist: die zerstörte Moral und die auf den Seelen lastende Schuld. Zwei Weltkriege haben die Deutschen begonnen und verloren, und sie haben den größten Massenmord der Geschichte zu verantworten. Es ist das Land der Verlierer und der Täter, eine doppelt schwere Hypothek.

Auf dem Einödhof gibt es von allem etwas, Getreide, Gemüse, Obst und Tiere. Neben Erla, Anne und der Witwe ihres Bruders weilt noch der Hofverwalter Hermann unter ihnen, ein »Volksdeutscher«, der aus der Slowakei mitgekommen ist. Er ist jähzornig und brutal, schlägt das Vieh und mitunter auch die Kinder, wenn sie nicht nach seinen Vorstellungen spüren. Sie fürchten ihn, aber nicht nur sie. Wahrscheinlich hat er sich auch an die Frauen herangemacht, unter Umständen sogar an Eri, denn sie wird noch jahrzehntelang Angst vor ihm haben.

Der Schösslehof liegt in der französischen Besatzungszone nahe dem Wald. Die Soldaten sehen auf dem Hof öfter nach dem Rechten und lassen sich von den hübschen Frauen kulinarisch versorgen. Erla und Anne können, weil sie ihre Kindheit in Straßburg verbracht haben, noch etwas Französisch sprechen, das gefällt den Soldaten; die schroffe Ablehnung der stolzen Damen belustigt sie mehr, als dass sie sie abschreckt. Nachts klopfen manchmal deutsche Soldaten, die auf der Flucht sind, an die Hoffenster und betteln um Essen. Das ist gruselig, vor allem wenn man bereits im Tiefschlaf ist. Eri hat oft Albträume und ist fast froh, wenn sie geweckt wird. Sie schläft sowieso erst ein, wenn Körper und Geist völlig er-

schöpft sind. Sie hat viel Energie und egal, wie aktiv sie am Tag gewesen ist, der Schlaf will sich nachts nicht einstellen. Nicht nur die Soldaten, auch die Ratten suchen nach Nahrung und erschrecken Erika eines Nachts ganz fürchterlich. Sie erscheinen dem Kind gigantisch groß, wie sie da auf dem Fensterbrett lauern – hungrig und entsprechend mutig. Eri muss um Hilfe rufen, um die gierigen Biester mit den dreisten Knopfaugen zu verscheuchen.

Tante Anne fährt manches Mal mit der Kutsche und der kleinen Andrea an ihrer Seite in den Wald. Unter einer Decke hat sie einige der Naturalien verborgen, die der Hof abwirft, damit versorgt sie die flüchtigen Soldaten. Hermann, »der Wendehals«, bekommt Wind davon und fordert, diese Hilfeleistung möge sofort unterbleiben, sonst würde er Meldung machen.

Erlas schönes Gesicht mit der langen Nase, der hohen Stirn, den feinen Lippen und hellblauen Augen kann nicht verbergen, wie müde und angespannt sie ist. Sie muss hart arbeiten, kochen, Wäsche im Bottich waschen, Kleider für die sechs Kinder nähen, sticken und stopfen. Das tut sie, ohne zu jammern, obwohl ihre geschwellenen Beine sie plagen und auch ihr Kreislauf nicht immer so will wie sie. An Richard Scheringer, jetzt ja gewissermaßen ihr Kollege, schreibt sie: »Ich bin Köchin und Hausmädchen für das ganze Haus in einem, habe auch niemanden für die Kinder, die infolgedessen etwas verwildert sind. Was in Zukunft aus uns wird, wissen wir nicht.« Es spricht aus ihren Worten ein klein wenig Stolz, dass sie, die sie als höhere Tochter erzogen wurde und nie körperlich gearbeitet hat, die schwierige Lage so gut meistert. Sie ist eine Frau mit starkem Willen und stiller Durchsetzungskraft. Sie hält sich wacker, um die Kinder und sich durchzubringen. So hat sie es ihrem Mann versprochen.

Eines Tages wird der Schlösslehof beschlagnahmt – ist er Nazigut oder rechtmäßiger Besitz? Die ehemalige Besitzerin nutzt die Gunst der Stunde und behauptet, Hanns Ludin habe ihr das Anwesen gegen ihren Willen abgerungen. Es ist ein

Segen, dass Erla im Besitz eines Briefes ist, der beweist: Hanns hat den Hof zu angemessenen Bedingungen gekauft. Sonst hätte die Familie jetzt mittellos auf der Straße gestanden. Große Erleichterung, die Nerven sind gereizt. Die erste Ernte ist eingefahren und Hanns sitzt nun schon fünf Monate in Untersuchungshaft, ohne dass er zu seiner Familie Kontakt aufnehmen darf. Er hat mehrere Verhöre hinter sich und blickt seinem Prozess scheinbar gelassen entgegen. Der Schriftsteller Ernst von Salomon, mit dem er sich im Lager angefreundet hat, sieht in ihm eine würdige und anständige Persönlichkeit, keinen Verbrecher. Hanns, ausgezehrt in grauem Flanellanzug, hat ihm seine Enttäuschung über seine Schwächen anvertraut: Er habe den Eindruck, sich menschlich geirrt und in der Slowakei den falschen Leuten vertraut zu haben, Männern, die entweder zum Widerstand übergelaufen oder nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht gewesen seien. Dabei habe er als Gesandter neben dem »Reich« doch stets auch das Wohl der Slowaken im Auge gehabt! An Erla schreibt er: »Du kennst meine Gesinnung, du weißt um all die schweren Zweifel, die mich in den vergangenen Jahren quälten. Du weißt aber auch, dass ich jetzt, wo es gilt, für das Vergangene geradezustehen, nicht kapitulieren werde, und du erwartest von mir nicht jene nichtige Klugheit, die darauf ausgeht, dieses erbärmliche Leben auf alle Fälle zu erhalten. Aber ich will nicht sagen: dieses erbärmliche Leben; es hat mir unendlich viel Schönes und Großes geboten. Aber »alle Schuld rächt sich auf Erden«. Alle Schuld rächt sich auf Erden, oft über Jahrzehnte hinweg: »Die Götter vererben die Sünden der Väter auf ihre Kinder«, ist von Euripides überliefert.

Im November erfährt Erla endlich, wo ihr Mann steckt. Sie reist umgehend nach Natternberg, was ein überaus heikles Unterfangen ist, weil sie durch verschiedene Besatzungszonen gelangen muss. Der Besuch bei ihrem über alles geliebten Mann ist schmerzlich und frustrierend, denn sie kann ihn nach all dem Warten nur eine halbe Stunde sprechen – ein

Arbeiter hatte ihm seine Kleidung geliehen, sodass Hanns das Lager kurze Zeit verlassen konnte. Sie erzählt ihm, was die Kinder machen, und kann ihn beruhigen, dass es allen den Umständen entsprechend gut gehe. Sorgen mache ihr nur Eri, weil sie sich nicht anpassen wolle und immerzu für Unfrieden unter den Geschwistern Sorge, fordernd und launenhaft sei. Erlá fällt es schwer, ihr Paroli zu bieten, denn Eri ist schlagfertig und ebenso eigenwillig wie manipulierend. Auf seine rebellische Art und Weise weckt das Mädchen immer wieder Aufmerksamkeit, gleichgültig, ob negative oder positive, Hauptsache Aufmerksamkeit. Dabei ist sie in der Schule sehr gut, ihre Leistungen sind überdurchschnittlich. Hanns denkt an die Internatsschule Schloss Salem. Erla nimmt diesen Auftrag mit auf den Weg, als sie betrübt nach Hause reist. Sie lässt einen Mann zurück, der mit sich und der Welt hadert, getrieben von der Sorge um seine Familie und den Ängsten um eine Zukunft, die von der Vergangenheit überschattet ist. Ihr geht es nicht anders, doch das hat sie ihm verschwiegen, um ihn nicht zusätzlich zu belasten.

Erla hat die Probleme mit Eri bereits öfter mit Dorle besprochen, auch sie nennt die Zwölfjährige ihr »Sorgenkind«. Ob die liebe, liebe Frau Ludin wegen »Erilein« schon etwas unternommen habe? Für sie sei eine »Gemeinschaftserziehung« gewiss am besten, schreibt Dorle, als sei das Leben auf dem Hof mit fünf Geschwistern nicht schon genug Gemeinschaftserziehung. Je mehr Unruhe, umso egoistischer scheint Eri allerdings zu werden. Kurz nach dem Nikolausfest erreicht Erla ein Brief von Hanns, in dem dieser versucht, sie zu ermutigen: »Kapitulieren wollen wir aber nicht, und wenn ich am Leben bleibe, wird auch der Tag kommen, dass ich wieder mal für euch sorgen kann.« Er berichtet Erla vom Trott des Lagerlebens und davon, dass auch der ehemalige slowakische Innenminister Alexander Mach hier eingesperrt habe. »Gutter Mensch, aber in Politik ise gutter Mensch niech gutt!«, soll Mach über den ehemaligen Gesandten zu Ernst von Salomon

gesagt haben. Mach ist, wie Hanns seiner Frau berichtet, an Bratislava ausgeliefert worden, ebenso wie Staatspräsident Tiso und die restliche slowakische Regierung. »Ich werde wohl auch eines Tages wieder dort landen. Falls ich dann nicht wiederkommen sollte, kannst du den Kindern sagen, dass sie sich mit Stolz ihres Vaters erinnern sollen, was sie sonst auch von anderer Seite hören mögen. Und du bleibst immer tapfer, meine liebste Erla, das weiß ich.« Anne, die ihn als erste besucht hatte, gibt er einen Abschiedsbrief für seine Frau mit: »Falls du ihn schon hast, mach' dir keine unnötigen Gedanken um mich, er ist nur für alle Fälle geschrieben worden.«

Gleich zu Neujahr 1946 bemüht Erla sich, Eri im Internat unterzubringen. Sie schreibt Frau Köppen, die zu jener Zeit zum führenden Schulpersonal von Salem gehört, einen höflichen Brief. Ob sie Eri als Schülerin aufnehmen könne, denn sie habe auf dem Land keinerlei Möglichkeit, ihre Kinder in eine Oberschule zu geben, »was besonders bei der sehr begabten zwölfjährigen Erika bedauerlich ist, aber es war schon lange bevor wir aufs Land kamen, der Wunsch meines Mannes, Erika in eine Salemer Schule zu geben. Abgesehen von der fehlenden Schule ist es auch aus erzieherischen Gründen für Eri notwendig, in ein Internat zu kommen. Sie ist für ihr Alter körperlich und geistig sehr weit und zum Teil in folgedessen sehr eigenwillig, mit übertriebenem Selbstständigkeitsdrang und Widerspruchsgeist. Eine Gemeinschaftserziehung und vor allem eine ruhige sichere Leitung würden ihr sehr gut tun.«

Währenddessen macht Verwalter Hermann der Familie das Leben zunehmend schwer. Er hat rasch begriffen, dass es jetzt opportun ist, sich von der NS-Zeit zu distanzieren, obgleich er selbst Dreck am Stecken hat. Bei jeder Gelegenheit diffamiert er die Ludins und beschimpft sie als Nazis. Hie und da macht er gehässige Bemerkungen, die an Drohungen oder gar Erpressung grenzen. Auch Dorles Vater bekommt Ärger mit den Besatzungsbehörden, weil er engen Kontakt zu den Ludins hatte und seine Tochter für einen so hohen Nationalsozialis-

ten gearbeitet hat; das wird ihm vor Gericht angelastet. Dorle ist empört, dass sich nun alle gegenseitig beschuldigen und so tun, als hätten sie mit der Partei nie etwas zu schaffen gehabt. Was nur aus diesem Land geworden sei!? Sie versteht nicht, dass die Nationalsozialisten nun plötzlich als Verbrecher gelten, und ist ihren Arbeitgebern weiterhin loyal verbunden. Es sei doch keine Frage der Politik, sondern der Menschlichkeit, dass sie einer alleinstehenden Frau mit sechs Kindern jetzt selbstverständlich helfe. Erla ist von der Ehrlichkeit und Anständigkeit ihres Mannes überzeugt und tut alles, um die Familie vor Anfeindungen zu schützen. Ihr Mann habe kein Unrecht begangen. Den Ärger über die gewaltigen Vorwürfe gegen ihn schluckt sie herunter, sie bewahrt ihre Contenance und lässt sich auf keine Diskussionen ein. Klar ist, der unangenehme Hermann muss weg, und so sucht sie einen neuen Verwalter.

Im Februar 1946 reist sie abermals nach Natternberg. Sie mietet sich für einige Tage bei Bauern ein und hofft, Hanns zumindest aus der Ferne sehen zu können. An der Pforte hat sie ein Paket mit Brot und anderen Lebensmitteln für ihn abgegeben. Während sie wartet, schreibt sie ihrer Schwester Jula in Schwerin, die wie ihre Schwester Lilli den Krieg überlebt hat. In ihrem Brief schüttet sie ihr Herz über die Kinder aus, vor allem über Eri, die gern wegwolle, was auch ganz in ihrem Sinne sei, »denn bei mir wird sie nichts und die unerfreuliche Stimmung im Haus hat ihr das ganze Jahr sehr zugesetzt«. Die Schwestern stritten sich immerzu, Eri sei tyrannisch, Barbel zänkisch und so wiegelten sie sich gegenseitig auf. Anders als Eri sei Barbel aber sehr lieb und hilfsbereit. Ellen brilliere in der Schule, Tilman und Malte seien arge Lausbuben, aber wenigstens die Jüngste, Andrea, sei pflegeleicht.

Der geplante Besuch bei Hanns schlägt fehl. Nach endloser Warterei am Zaun wird Erla wegen Herumlungerns vor dem Lager verhaftet und drei Tage ins Gefängnis gesteckt. Aus Sicht der Amerikaner gibt es keine Schonung für diese Leute,



1 Anne Erika Nora Ludin, ca. 1946



2 Erla und Hanns Ludin mit Erika, 1934



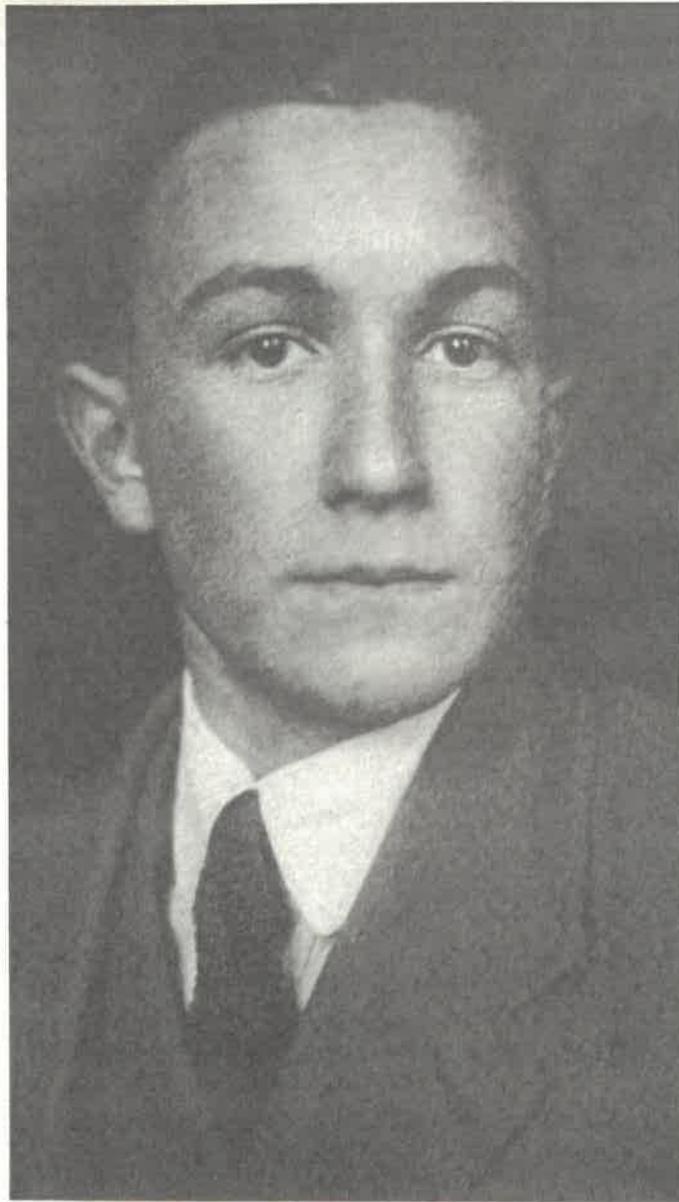
3 Fritz Ludin mit Enkeltöchtern (Erika links), 1938



4 Erla Ludin mit vier Kindern (Erika rechts), 1939



5 Ehepaar Ludin mit Kindern (Erika links unten), 1940



6 Hanns Elard Ludin als Abiturient, 1924



7 Erika links, 1937



8 Erika in der Hohen Tatra/
Slowakei, 1943



9 Erika, ca. 1939



10 Erika in der Slowakei, 1944



11 Erla Ludin, 1941



12 Hanns Ludin, ca. 1940



13 Erla Ludin mit Erika, 1941



14 Erla mit ihren sechs Kindern (Erika links oben) in Tübingen, ca. 1957, Foto: Erika Ludin



15 Erla mit ihren sechs Kindern (Erika rechts unten) und Großmutter Johanna, ca. 1956, Foto: Erika Ludin



16 Erla, ca. 1959, Foto: Erika Ludin

die für die KZs verantwortlich waren – und das Lager Natternberg ist voll von ihnen. Niedergeschlagen kehrt Erla auf den Hof zurück, wo sich Dorle in der Zwischenzeit allein um die Kinder gekümmert hat, denn auch Tante Anne ist abwesend – im Krankenhaus mit einer Gehirnerschütterung.

Der Frühling naht und die Erde verlangt den Bauern viel ab – die Äcker und Weiden müssen vorbereitet werden, die Tiere bekommen Nachwuchs und gehören bald ausgetrieben. Erla, die nie Landwirtin hatte sein wollen, ist unglücklich, und natürlich merken die Kinder das, insbesondere die sensible Eri, die die depressive Atmosphäre mit übertriebenem Aktionismus zu überdecken versucht.

Eines Tages kommt Antwort aus der Schule Schloss Salem. Erla solle bitte den beigelegten Fragebogen über Eris bisherigen Werdegang ausfüllen. Es besteht also Hoffnung, dass Eri im Herbst ins Internat gehen kann. Ihre Tochter weiß derweil noch nicht, was sie von diesen Plänen halten soll, und kann sich des dumpfen Eindrucks nicht erwehren, »abgeschoben« zu werden, gleichwohl sie ob der möglichen Veränderungen freudig erregt ist. Dorle arbeitet im Sommer als Krankenschwester im Grenzlager Biberach an der Riss; die Krätze grasiert, es ist heiß und stinkt nach Dreck und Medikamenten. Auf dem Schloßlehof in Ostrach genießen die Kinder ihre Ferien. Andrea wird im August drei, die anderen sind zwischen vier und dreizehn Jahre alt.

Hanns sagt seinem Kameraden Salomon, mit der Wahrheit könne man am besten lügen, und dann erzählt er den Beamten der amerikanischen *Counter Intelligence* eine ganze Menge über seine Rolle in der Slowakei. »Ich war des Reiches Gesandter in der Slowakei. Die Slowaken haben dem Reich vertraut. Ich habe die Verantwortung für alles, was in der Slowakei geschah, auf mich genommen«, erklärt er dem Schriftsteller. Er ist ein von der Bedeutung seiner Mission erfüllter Mann. Angeblich ist ihm bewusst, dass seine Aussage sein Todesurteil bedeuten kann. Salomon ist entsetzt, dass Ludin sich

derart exponiert, ja aus seiner Sicht nahezu opfert. Als Diplomat, zumal eines »Reiches«, das nicht mehr existiert, dürfe er doch nicht belangt werden! Hanns sagt, er wolle, dass seine Kinder wüssten, er habe für seine Sache geradegestanden. Keine sichtbaren Anzeichen von Reue, kein Schuldeingeständnis. Geradestehen. Kein Bedauern der Opfer, sondern die Rechtfertigung aller Handlungen, die dem einen großen Zweck dienen sollten. Mit dieser Haltung steht mein Großvater in jenen Tagen nicht allein da – keiner will etwas gewusst oder gar veranlasst haben.

Er wird aufgrund seiner Aussage von den Amerikanern als Kriegsverbrecher eingestuft. Kurz darauf verlegen die Besatzer das Gefangenenlager in das nahe gelegene Plattling, wo sich während des Krieges ein Außenlager des Konzentrationslagers Flössenbürg mit rund 100 000 Häftlingen befand. Hanns bleibt nur kurze Zeit dort, dann geht es weiter nach Nürnberg-Langwasser und nach Württemberg – sein ehemaliger Wirkungskreis als SA-Führer – in das Internierungslager Ludwigsburg. Über sein weiteres Schicksal soll bald entschieden werden.

Für Eri beginnt zum gleichen Zeitpunkt ein neuer Lebensabschnitt im Internat Salem, zunächst auf Hohenfels, wo die Zehn- bis Dreizehnjährigen untergebracht sind. Ihrem knappen Geldbeutel entsprechend muss Erla nur den niedrigsten Satz an Schulgebühren entrichten, monatlich 150 Reichsmark; diese Summe übernimmt ihre Schwiegermutter Johanna, die versucht, wo es nur geht, für ihren inhaftierten Sohn einzuspringen. Vor Schulbeginn hat Erika noch eine Woche bei ihr in Freiburg im Breisgau verbracht, das war für sie eine Beschäftigung und für Erla eine Entlastung.

Hohenfels hat erstmals seit dem Krieg mit sechzig Mädchen und Jungen am 1. September seinen Betrieb wieder eröffnet. Die Unterbringung der Kinder ist noch dürftig, Nahrungsmittel und Brennmaterial sind äußerst knapp, Reinigungsmittel zur Pflege der Räume nicht vorhanden. Auch Unterrichtsmaterial fehlt, man behilft sich zunächst ohne Schulbücher und

ohne Hefte. Viele Kinder haben wegen der kriegsbedingten Unterrichtsausfälle erhebliche Wissenslücken und zeigen mangelnde Leistungen. Eri, die fast durchgehend zur Schule gehen konnte, kommt im Unterricht fabelhaft mit. Gleich zu Schulbeginn schreibt sie ihrer Mutter, in einer ordentlichen Schrift, die mehr an eine Fünfzehnjährige als an eine Zwölfjährige erinnert, den ersten von vielen, bald fast täglichen Briefen. Sie bittet Erla, ihr Brot, Apfelmus und Schmalz zu schicken, weil sie immerzu »Kohldampf« habe. Außerdem verlangt sie nach der Adresse ihres Vaters. Es plagt sie das schlechte Gewissen, dass sie ihm nicht schon längst geschrieben hat. In der Quarta ist ein Junge aus Regensburg, der hat ihr erzählt, »das Lager sei nicht besonders, er kennt es, weil er viele Verwandte und Bekannte dort hat. Er sagt, es sei sehr schwer, dort zu übernachten«. Es gibt hier noch zwei andere Kinder ehemaliger Diplomaten, den Sohn des Gesandten in Sofia und den Sprössling des Gesandten in Rom. Eri fühlt sich in guter Gesellschaft, denn man hat gemeinsame Bekannte und Freunde. Außerdem ist hier auch noch ein Sohn von Dietrich von Jagow. Jagow hatte eine ähnliche Laufbahn wie der dreizehn Jahre jüngere Hanns Ludin absolviert – SA-Obergruppenführer in Frankfurt am Main, Kriegsteilnehmer und dann deutscher Gesandter in Budapest. Als Jagow die Verhaftung durch die Alliierten drohte, nahm er sich auf der Flucht das Leben. Er hinterließ eine Frau und sechs Kinder. Was wird Hanns bei dieser traurigen Nachricht empfunden haben? War es für ihn ein weiterer Anstoß, sich ebenfalls dem Richter zu stellen?

Natürlich hat Eri trotzdem Heimweh. Erla möge sie doch bitte am Wochenende mit ihrer Freundin Nanne in der Kutsche nach Hause holen, schreibt sie, in flehendem Ton, der Widerspruch schwierig macht. »Ich bring auch meine »Ziehmo« mit, dass wieder mal Tanz ist.« Die gute alte Ziehharmonika, mit der sie schon in der Slowakei ihre Umgebung und ihren Vater beeindruckt hat! Wichtig ist ihr jetzt vor allem, dass Erla ihr das große Foto von der ganzen Familie in Pressburg schickt, sie

will es ihren Zimmergenossinnen zeigen. Auch Zahnpasta und Klopapier brauche sie, und ob die Näherin schon ihren Wintermantel verlängert und ihren JM-Rock gerichtet habe? Die Näherin solle den Rock so verändern, dass ihm nicht mehr anzusehen sei, dass er zur Uniform des Jungmädelsbundes gehöre, jenem Zweig der Hitler-Jugend, der die Mädchen unter vierzehn Jahren mit nationalsozialistischem Gedankengut ideologisch auf Kurs brachte. Erla kommt den Bitten nach und nicht nur das, zu Eris Begeisterung schickt sie ihr sogar das gute Pressburger Zahnpulver: Das wäre doch nicht nötig gewesen!

Unterdessen hat Erla endlich einen neuen Verwalter gefunden, er heißt Jakob und ist ein stattlicher, freundlicher Kerl. Auch Dorle findet ihn ausgesprochen nett. Wann immer sie es einrichten kann, kommt sie auf den Hof, um Erla zu entlasten. Manchmal nimmt sie auch eines der Kleinen mit nach Biberrach, meist ist es ihr Liebling Malte. Eine evangelische Gemeinde bietet der gelernten Erzieherin an, einen Kindergarten zu übernehmen, doch sie kann sich nicht entscheiden, ob sie annehmen soll, weil die Frau Ludin sie ja auch so sehr brauche und es so schwer habe. »Hoffentlich kommt morgen nicht Eri schon auf den Hof«, schreibt sie ihrer Chefin vor dem Wochenende. »Sie müsste noch eine Weile warten, bis ich vielleicht auch gerade dort bin.«

Am Wochenende darf Eri dann aber sowieso nicht heim. Erla ruft an und muss absagen. Eri weint. Große Enttäuschung, das Gefühl der Einsamkeit runterschlucken, dann muss sie am verlängerten Wochenende eben im Internat bleiben. Immerhin kann sie jetzt ihre Briefschulden an die Verwandten tilgen, das bringt vielleicht Erleichterung. »Nachts kann ich manchmal gar nicht einschlafen, weil mir einfällt, wem ich alles schreiben muss. Das drückt mich dann fürchterlich.« Sie kommt mit der Korrespondenz kaum hinterher, denn so manche »Briefschreibstunde« muss sie mit sechs anderen Mädchen bei einem Bauern helfen, Kartoffeln auszubuddeln. Für

ihren Einsatz stiftet der Bauer dann einen Teil der Ernte an die Schulküche. Morgens gibt es »Kriegsmüslipamps«, wie Eri nennt; mit einem Becher Kaffee! In der Stille des Wochenendes, an dem viele der Kinder nach Hause gefahren sind, nimmt sie sich endlich mal wieder die Zeit, ihrem Vater einen langen Brief zu schreiben. Sie berichtet überschwänglich, wie schön es auf dem Hohenfels sei. Außerdem könne sie ihm die freudige Mitteilung machen: Wegen ihrer guten Leistungen werde sie nach der Winterpause eine Klasse überspringen und so als Dreizehnjährige zu den Vierzehnjährigen nach Salem umziehen! »Heute«, schreibt sie, »hat Muttschen Geburtstag und wir zwei können nicht dabei sein, wir denken uns halt dazu.« Ihr Vater und sie, die beiden Verbannten.

Was Eri noch nicht weiß, ist, dass Hanns gar nicht mehr in Ludwigsburg weilt. Die tschechoslowakische Regierung hat seine Auslieferung gefordert, zunächst als Zeuge der Verteidigung im Prozess gegen den ehemaligen Staatspräsidenten Tiso. Unter Bewachung ist er im Zug nach Bratislava gereist – genau so, wie er vorausgesehen hatte.

Es ist Oktober 1946. Die Internatskinder suchen Holz im Wald, in der Hoffnung, dass man so genügend Brennmaterial findet, um über den Winter zu kommen. Im November darf Eri endlich ein paar Tage nach Hause und sogar einige Schulkameradinnen mitbringen! Die Freude ist groß. »Wenn ich heimkomme«, schreibt sie ihrer Mutter lockend, »erzähl ich dir was Schönes, ich schreib's extra nicht.« Schließlich soll Erla den Besuch ihrer Tochter mit Spannung erwarten! Aber so richtig heiter kann Erla schon deshalb nicht sein, weil sie gerade erfahren hat, dass ihr Mann mittlerweile in Bratislava gelandet ist: Das verheißt nichts Gutes. Sie übermittelt Eris Schulleiterin die schlechte Nachricht mit der Bitte, sie dem Kind schonend beizubringen. Frau Köppen, von den Kindern »die Köpps« genannt, gibt Eri schulfrei und verbringt viele Stunden mit ihr, um sie zu trösten. Eri sorgt sich fürchterlich: Warum darf ihr Vater nicht nach Hause zur Familie zurück?

Der von ihr so ersehnte Aufenthalt auf dem Hof fällt den Umständen entsprechend bedrückend aus. Die Ziehharmonika bleibt im Schrank, niemandem ist nach Tanzen zumute. Unter diesen Bedingungen ist die Rückkehr nach Hohenfels schon fast eine willkommene Ablenkung von der Depression, die sich im Haus breitgemacht hat. Eri ist für die traurigen Schwingungen sehr empfänglich, wie üblich wehrt sie sie ab, indem sie bockig ist, manchmal gar unausstehlich und gegenüber den Geschwistern recht herrisch. Als Älteste und noch dazu als Salemerin meint sie, sich schon mal die eine oder andere Attitüde erlauben zu können, schließlich ist sie doch recht erfahren, ja sogar Hunger hat sie schon gespürt! Wie das ist, wissen die Kleinen doch gar nicht – immerzu gut versorgt hier in Erlas Küche. In weiser Voraussicht greift Eri am Wochenende gut zu, wer weiß, wann es wieder so leckeres Essen geben wird. Im Hohenfels bekommen viele Kinder von ihren Familien Esspakete geschickt, um die Nahrungsmittelknappheit zu überbrücken. Die Schulleitung sorgt dafür, dass die Schüler diese Pakete in den Fensternischen des Speisesaals aufheben und nur zu bestimmten Zeiten gemeinsam davon essen, damit niemand benachteiligt wird und die »Gutsle« rationiert werden.

»Von Vati haben wir immer noch nichts gehört«, schreibt Erla kurze Zeit später. Hanns' Onkel Adolf, der Wasserbauer und Bruder von Fritz, setzt sich für seinen Neffen ein. Erla sagt, er »bemüht sich nach allen Richtungen hin, wir hoffen bald, vielleicht kommende Woche, Nachricht zu bekommen, da Onkel jemanden hingeschickt hat«. Das Warten ist unerträglich. Schlaflose Nächte. Angst. Erlas Nerven sind schwach, ihr Körper rebelliert gegen die Sorgen und den Stress der alltäglichen Belastungen, aber sie lässt sich nur wenig anmerken. Auf dem Hohenfels ist es zu dieser Zeit besonders schön, weil das Martinsfest gefeiert wird und »die Köpps« den Kindern die Legende von St. Martin erzählt. Eri und Nanne werden für das Weihnachtsspiel als Sängerinnen eingeteilt – eine gute Gelegenheit für Erla, nach Salem zu kommen, um der

Aufführung beizuwohnen, findet Eri. Mitte November erfährt Erla endlich, wo ihr Mann gefangen gehalten wird, und sie weiht Eri ein. Kontakt hat sie noch immer nicht – »nicht die geringste Nachricht«. – »Es hat mich sehr gefreut, dass du mir was von Vati geschrieben hast«, meldet Eri. »Gell, jedes Mal, wenn du was Neues von ihm erfährst, schreibst du mir's gleich.«

Auf dem Hof geht es ans Dreschen des Getreides, dazu kommen allerhand Helferinnen und Helfer und Barbel hat sogar schulfrei, um mit anzupacken. Auch eines der älteren Jagow-Kinder lebt nun mit auf dem Hof, um auszuhelfen. Es gibt zu viel zu tun und Erla dämpft sogleich Eris Hoffnung, zum Weihnachtsspiel kommen zu können, dabei ist Salem ja nur achtundzwanzig Kilometer vom Schlöslehof entfernt. Onkel Adolf hat erfahren, dass die Verhandlung gegen Hanns frühestens im Dezember beginnt und auch noch keine Anklageschrift vorliegt. Eri solle das Frau Köppen mitteilen, bittet Erla. »Dich umarmt mit innigen Grüßen deine Mutti«.

Doch Anfang Dezember heißt es: an Neujahr. Erla kann den Druck und die Spannungen kaum aushalten: »Ich glaube manchmal, es ist halt eine Pechsträhne und geht vorüber«, schreibt sie Hanns' Mutter Johanna nach Freiburg. »Und man meint manchmal, man kann nimmer.« *Ich* kann nimmer, das wagt sie nicht auszusprechen, dabei geht es ihr manches Mal so schlecht, dass ihr nach Aufgeben zumute ist. Diese kurzen Schwächeanfälle verdrängt sie aber, schließlich geht es ihr ja vergleichsweise gut. Doch ihr Mann? »Der arme, arme Hanns, der nun auch an Weihnachten ganz ohne Nachricht von seinen Lieben ist und in dieser Lage! Wie ist es überall traurig, wo man hinhört, es gibt schier gar nichts mehr zum Freuen. Das Schlimmste ist der Hass und Neid und die Missgunst der Mitmenschen, darüber kommt man gar nicht weg, da man täglich Beispiele dafür findet.« Die Sorgen belasten sie. Hier Hanns, dort Eri. Es sei für Eris Entwicklung zwar »ein großer Segen, dass sie diese hervorragende geistes- und charakterfördernde Erziehung hat«, sagt Erla, körperlich sei sie jedoch »kolossal

auseinandergegangen, sie ist ein richtiges Dickerchen, hat auf dem Hohenfels fünf Kilogramm zugenommen«. Das sei sehr schade und gebe sich hoffentlich bald wieder.

Erla kocht zweimal täglich warmes Essen für die Kinder, ihre Schwester, für die Knechte und Aushilfen. Wenigstens in der Küche hat sie Unterstützung bekommen und Eri packt auch mit an, wenn sie an manchen Wochenenden zu Hause ist. Alle diese Belastungen, lenkt Erla ein, seien »unwichtig, wenn nur Hanns eines Tages wiederkommt, wenn es ihm nur erträglich geht, er, der ein edler Mensch ist, wie es nur ganz wenige gibt.«

Hanns hat sich dafür entschieden, die politische Verantwortung für sein früheres Amt zu tragen, er weiß, dass er seine Familie nie wiedersehen wird. Noch einmal ein Freund: »Ein Schuldgefühl hat er bestimmt auch gehabt, das allgemeine nämlich, das jeden ehrlichen Nazi verfolgt, seit er weiß, was hinter seinem Rücken, aber auch in seinem Namen [...] noch geschehen war, und seit er sich Rechenschaft darüber gegeben hat, wie oft er selbst die Augen zugeedrückt hat, um nicht genau hinsehen zu müssen.«

Ja, die Augen zugeedrückt haben sie damals fast alle und sich mitschuldig gemacht. Die Dinge sind auch nicht hinter ihrem Rücken oder in ihrem Namen geschehen, sondern direkt vor ihrer Nase und durch ihre aktive Beteiligung. Der Holocaust war – so der Historiker Frank Bajohr – »ein offenes Geheimnis«. Ich möchte mir gerne vorstellen, dass mein Großvater seine Schuld erkannt und durch seinen konsequenten Gang zum Gericht eingestanden hat. Es würde mir helfen, meinen Frieden mit dem Verbrecher in ihm zu finden, auch wenn seine Taten in jeder Hinsicht abscheulich und unbegreiflich bleiben. Meiner Mutter Eri ist diese Versöhnung nie zuteil geworden – ihres Vaters Entscheidung für den Tod hat sie als seine zweite Schuld empfunden: die Schuld, sie und die Familie im Stich gelassen zu haben.

Klagebriefe

»You fucking Nazi«, zischt der große Junge, während ein anderer mich anrempelt. Mir ist die Dimension dieser Beleidigung nicht bewusst, an meinen vor dreißig Jahren gestorbenen Großvater denke ich in diesem Moment wahrlich nicht. Ich bin empört, dass man so ruppig mit mir umgeht. Es ist Januar 1977, früh am Morgen, zappenduster und bitterkalt. Mit den anderen Schulkindern stehe ich in einem überdachten, wintergartenähnlichen Schlauch zum Frühstück an. Von hinten schlägt mir der Wind ins Kreuz, über mir prasselt ein harter Regen auf das Dach, er rinnt breitflächig an den Plexiglasfenstern hinab. Ich zittere vor Kälte und innerer Anspannung. Wenige Tage zuvor haben mich meine Eltern gemeinsam hier abgeliefert – in einer kleinen Partnerschule von Salem und Gordonstoun im englischen Surrey –, um sich erst von mir und anschließend sofort wieder voneinander zu trennen. Ausländische Schülerinnen und Schüler gibt es an diesem Internat zu dieser Zeit noch nicht viele und deshalb sind wir paar Deutsche für die englischen Schüler so etwas wie leibhaftige Anschauungsobjekte jenes Feindes, den sie nur aus Kriegsfilmen und Schulbüchern kennen.

Hinausgeworfen in eine fremde Welt, bin ich, gerade fünfzehn Jahre alt geworden, nun ganz auf mich gestellt. Monatslang quälte ich mich mit der Entscheidung, ins Internat zu gehen oder nicht. Es war gewiss nicht nur ein sanfter Druck seitens meines Vaters, der mich letztlich zu diesem Schritt

bewog, sondern auch instinktive Vernunft. Zu Hause war es unerträglich geworden, mein Vater war ausgezogen, meine Mutter außer Rand und Band und mein jüngerer Bruder kämpfte rebellisch gegen den Zerfall einer Welt an, die nie heil gewesen ist. »Nazi bitch, you!«, schallt es mir wieder entgegen, weil ich, in Gedanken versunken, die Frage eines Schülers überhört habe. Englisch verstehe ich zwar schon recht gut, aber diesen Kindern und ihrer Aussprache kann ich nicht folgen, außerdem bin ich noch völlig überwältigt vom Abschied von meiner Familie.

Endlich öffnet der Koch die Tür und die Kinder drängeln rücksichtslos in den Essenssaal. Fettige Rühreier, Kidney-Bohnen in einer curryketchup-bräunlichen Sauce, gummiartige Würstchen und ölig triefende Bratfische bieten sich in der Vitrine für den Start in den Tag an. Ich entscheide mich für das pappig-weiche Kastenbrot, das ungetoastet an den Zähnen kleben bleibt, und färbe es mit einem zähen roten Klecks. Dieser stammt aus einer riesigen Büchse zuckersüßen Aufstrichs, in dem einige Schaufrüchte die Vermutung nahelegen, es könne sich um Erdbeermarmelade handeln. Einige Kinder legen zwischen Toast und Jam noch eines dieser Würstchen und verschlingen den scheußlichen Cocktail gierig. Mir ist zum Kotzen zumute. Aber man gewöhnt sich ja an alles, auch an den Internatsfraß. Von dem Toastbrot werde ich mich in den kommenden Monaten in erster Linie – und meine Linie sich von ihm – ernähren, denn man darf sich davon nehmen, so viel man will. Hungern muss hier niemand.

Ich versuche, bei einer Kindergartenfreundin aus Hamburg, die schon einige Monate hier ist, Anschluss zu finden, aber sie ist älter und will von mir Neuling nichts wissen, sie macht sich mit den anderen Jugendlichen sogar lustig über mich. In der General Assembly, die unter der Leitung des Direktors täglich vor Beginn des Unterrichts mit allen Schülern stattfindet, kann ich mit den protestantischen Lobesliedern aus dem blauen Büchlein, die alle lauthals singen, gar nichts anfangen.

Die Lehrer sind nett zu mir und achten darauf, dass ich mitkomme. Besonders liebenswürdig ist Mr. Miller, mein Geschichtslehrer, ein hagerer Ire mit einem Zippelbart, der mich mit seinen knochigen Bewegungen, seinen breiten Hüften und seinem wippenden Gang an eine hüpfende Dohle erinnert oder an das, was ich mir unter diesem Vogel vorstelle. Er wird bald mein Lieblingslehrer. Schon in der zweiten Woche schreibe ich als Hausaufgabe ein leidenschaftliches Antikriegsgedicht, das Mr. Miller als sehr gelungen hervorhebt. Ich bin mächtig stolz auf mein Werk; die können mich hier doch alle mal.

Unsere Erzieherin Mrs Smith, eine winzige, aber resolute Person in fortgeschrittenem Alter, mit der ich mich später wiederholt anlegen werde, tippelt mit mir zum Ankleider in die nahe gelegene Kreisstadt. Sie stopft mich in eine graue Baumwollbluse, einen grünen Wollpulli, einen grauen Synthetikerock und breit gerippte, dunkelgrüne Wollstrümpfe – die obliquatorische Schuluniform, durch die soziale Unterschiede sowie pubertäre Anziehfragen auf ein für die Gemeinschaft zuträgliches Maß gestutzt werden sollen. Bei feierlichen Anlässen müssen wir eine Krawatte anlegen. Es ist verboten, die Uniform durch Accessoires aufzulockern. Ich handle mir in den folgenden dreieinhalb Jahren diverse Strafen ein, weil ich mich, in bunte Wollschals hüllend, dieser Regel hartnäckig widersetze. Auch für die vielfältigen sportlichen Aktivitäten gibt es Kleidervorschriften. Gleichgültig wie schlecht das Wetter ist, morgens müssen wir in kurzen weißen Sporthöschen, die gerade mal eben die Pobacken bedecken, einmal rund um das große alte Wohngebäude joggen.

Auf dem ersten Foto aus meiner Anfangszeit im Internat stehe ich ziemlich verloren und unbeholfen vor der massiven Schulmauer, der Rock ist viel zu lang, die Haare sind es auch und die vielen Toasts haben schon einige Spuren hinterlassen. Ich bekomme von der Familie Fressalien geschickt, allerdings weniger von meiner Mutter als von meiner Großmutter väter-

licherseits, genauer gesagt von ihrer von mir heiß geliebten Haushaltshilfe Liesel, die eigentlich Elisabeth heißt. Mein Vater versorgt mich mit Kassetten, die er als Audiobrief für mich bespricht. Unter dem Bett hat jeder Schüler eine »tuck box« stehen, eine Holzkiste mit Schloss, in der wir Wertsachen wegschließen können. Darin verschwinden meine Kuchen und Süßigkeiten. In den Unterrichtspausen krieche ich häufig unters Bett zur Kiste und nasche daraus, damit die anderen nichts mitbekommen und ich nicht teilen muss. Wir sind zu zwölft im Zimmer und die schmalen Messingbetten stehen so nahe beieinander, dass ich mit der ausgestreckten Hand das Bett meiner Nachbarin berühren kann. Die einzige Wärmequelle weit und breit ist ein Glühstab, der oben an der Wand angebracht ist. Bei so vielen Mädchen auf engem Raum ist die Luft schlecht, zumal einige von ihnen sich immerzu mit Haarspray einsprühen, dessen Geruch mir Übelkeit verursacht. Das Spraying dient allerdings weniger der Aufrechterhaltung der Frisur als der Überlagerung der Zigarettendünstungen, die in den Kleidern der Sünderinnen kleben. Mrs. Smith darf keinen Wind davon bekommen, dass sie heimlich in den Büschen rauchen und vögeln. Das Fenster öffnen darf ich leider auch nicht, also tue ich es – zum Glück steht mein Bett direkt neben der Außenwand – verstoßen des Nachts, wenn alle schlafen. Das bringt mir morgens den Ärger meiner Zimmergenossinnen ein und einmal auch einen steifen Hals, weshalb ich einige Tage im Bett bleiben muss.

Irgendwann war ich stark erkältet und blieb über eine Woche im Krankenzimmer isoliert. Ich weiß nicht mehr, wie ich mir in der Einsamkeit die Zeit vertrieben habe, ich weiß nur noch, dass es schier endlos dauerte, bis ich wieder unter Mitschüler durfte, und dass ich auch danach monatelang unglücklich war. Ich versuche mich daran zu erinnern, wie sich das alles anfühlte, es fällt mir gar nicht leicht, denn die Leiden meiner Mutter haben meine eigenen Sorgen stets überlagert. Ich war mehr mit ihren Gefühlen beschäftigt und lernte dabei

nicht, mich um meine eigenen Bedürfnisse zu kümmern. Es wird sich mit meiner Mutter und meiner Großmutter in ihrer Kindheit nicht anders verhalten haben. Ist es nicht eindeutig, dass meine Mutter ihre Trauer nicht ausleben konnte – wer befasste sich damals schon mit ihren Gefühlen, mit ihren Verlustängsten, ihrer Ohnmacht? Jedenfalls hat Eris Leben an besagtem 9. Dezember 1947 einen jähen Einschnitt erfahren. Sie wird die Nachricht von der Hinrichtung ihres Vaters zunächst gar nicht wirklich verstanden haben. Der Schock saß zu tief. »Ich bewunderte ihre Fassung«, sagte ihre damalige »Zimmerführerin« später. Nach dem Wochenende fuhr sie zurück in die Schule, um das Trimester abzuschließen. »Sie musste sich mit ihrem Verlust allein zurechtfinden«, erzählt ihre Schulfreundin Nanne, niemand in Salem habe sie offen darauf angesprochen. Berthold von Stauffenberg, damals in Erikas Parallelklasse, kann sich erinnern, dass die Kinder hinter ihrem Rücken über die Hinrichtung des Vaters tuschelten. Laut Nanne war für Eri vor allem die Art seines Todes unerträglich: »Grad so ein schrecklicher Tod: gehenkt!«, habe sie mehrmals verzweifelt gesagt. Es ist mir nicht klar, warum Erla ihr das mitgeteilt hat, denn den jüngeren Geschwistern erzählte sie damals, der Vater sei wie viele andere seiner Kameraden im Krieg gefallen. Beim Versuch, eine Erklärung für diesen Tod zu finden, sagt Eri ihrer Busenfreundin, »er ist wohl kein so'n Guter gewesen«. Sie versteht, dass diese Hinrichtung etwas mit seiner Funktion zu tun hat, aber sie begreift nicht, was passiert ist.

Barbel erfährt als Letzte, zu Beginn der Weihnachtsferien, von dem Unglück. Erla holt sie, ganz in Schwarz gekleidet, mit der Kutsche im Mädcheninternat ab. Sie will ihre Zweitälteste nach Hause fahren, bevor sie sie mit der schrecklichen Tatsache konfrontiert. Der kleine Tilman aber kann sich nicht beherrschen und posaunt heraus: »Der Vati ist tot.« Daraufhin haben alle drei geweint. Es ist wohl das einzige Mal, dass Erla gemeinsam mit ihren Kindern weint. Nur die neunjährige

Ellen hat ihre Mutter ein anderes Mal in Tränen gesehen, als sie vom Todesurteil hörte und auf ihrem Bett zusammenbrach: »Das war ganz furchtbar für mich«, sagt meine Tante. Erla ist die meiste Zeit sehr beherrscht, zum Trauern hat sie gar keine Zeit, denn nun gilt es, die sechs Kinder und den Hof allein durchzubringen. Bei meiner Mutter war es später umgekehrt – sie war unbeherrscht bis zur Selbstaufgabe.

Als Eri an Weihnachten nach Hause kommt, ist die Stimmung gedrückt. Großmutter Johanna, die ihr einziges Kind verloren hat, sitzt weinend unterm Weihnachtsbaum. Nach den Feiertagen steht Eri der Sinn nach Bewegung. Sie dreht das Radio laut auf und animiert Barbel und Tilman, wild mit ihr zu tanzen. Daraufhin stürzt entrüstet Tante Anne ins Zimmer und rügt die Kinder: Wie können sie sich angesichts der bekümmerten Mutter nur so benehmen? Schon zwei Jahre haben die Geschwister ihren Vater nicht mehr gesehen, die jüngeren können sich an ihn bereits nicht mehr erinnern. Eri allerdings trägt ihn im Herzen, wo sie ihn unter ihrem Durcheinander von kindlichen und nahenden fraulichen Gefühlen begräbt.

Im Jahresabschlusszeugnis, das »Vertraulich! Nur für die Eltern« gedacht ist, heißt es, Eris »Haltung angesichts des Kummers in der Familie war bewundernswert«. Sie habe sich sehr angestrengt und sich »mädchenhaft im guten Sinne [...] zurückhaltend und brav« verhalten. Es habe kaum noch Klagen über ihren Eigensinn gegeben. Beim Klavierunterricht zeige sie sich sehr begabt und fleißig. Außerdem habe sie 1,7 Kilogramm abgenommen. Ein Zeugnis, ganz im Sinne des Vaters. Dem kann die Tochter davon jetzt aber nicht mehr berichten, und die Bestätigung bleibt aus. Vertane Liebesmüh?

Salem ist wie schon ein Jahr zuvor wegen der großen Kälte einige Monate geschlossen. Mit all den kleinen Geschwistern ist's dem jungen Mädchen auf dem von ihr als primitiv empfundenen Bauernhof unerträglich langweilig und sie denkt sich allerhand Unsinn aus, um sich die Zeit zu vertreiben. Der

Schnee dämpft die Gefühle und deckt alles zu. Das gute Essen in der heimischen Küche tröstet sie ein wenig über die Öde hinweg. Erla musste auf Anordnung der Ämter eine Flüchtlingsfrau mit ihren beiden Kindern aufnehmen, zum Glück sind sie gut zu haben und arbeiten mit.

Eri klagt nach wie vor oft über starke Bauch- und Kopfschmerzen und hat ein scheinbar unbegreifliches Ruhebedürfnis – nach dem heutigen Stand der Psychologie würde jeder Laie sagen: Das Mädchen ruft in ihrer seelischen Not um Hilfe. Ihre Symptomatik und wachsende Pausbäckigkeit sind der Mutter derweil Grund genug, an eine Krankheit zu glauben. Anfang Februar 1948 bringt sie ihre Tochter in die Universitätsklinik von Tübingen, deren Ärzte ihr schon im vergangenen Sommer zu weiteren Untersuchungen geraten hatten. Die Vierzehnjährige wird stationär aufgenommen und es ist ungewiss, wie lange sie bleiben muss. Die Ärzte wollen herausfinden, was die Ursache ihres Übergewichts ist: Schilddrüse, Stoffwechsel oder Nieren? Der Aufenthalt gedeiht zu einer bis an ihr Lebensende dauernden Odyssee – Krankheit wird zu einem Bestandteil ihres Charakters. Täglich muss Eri alle möglichen Tests über sich ergehen lassen. Regelmäßige Blutabnahmen, Insulinspritzen, Körperuntersuchungen. Bei der »perirenaln Luftfüllung«, einer inzwischen veralteten Methode, um die Funktionsfähigkeit der Nieren zu prüfen, bekommt Eri eine Betäubungsspritze in den Rücken und Sauerstoff in die Nieren gespritzt. Davor hat sie besonders Angst, denn selbst die Ärzte sagen, dass es eine schmerzhafteste Untersuchung sei. »Na, ja«, schreibt sie ihrer Mutter. »Ilse, die jetzt wieder hier im Saal ist, hat's auch durchgemacht und ist nicht dran gestorben.« Erla schickt zum Trost Kuchen und Kekse.

Derart gestärkt, »überlebt« sie auch die zweite Nierenfüllung. Leider ist es damit jedoch nicht getan, denn die nächste Tortur folgt sogleich: eine Apfelsaftdiät. »Da krieg ich acht Tage lang nichts zu essen, nur täglich vier Tassen Apfelsaft, täglich einen Einlauf, zweimal einen heißen Wickel auf den

Magen, dass das Hungergefühl weggeht. Aber es geht leider nicht weg, hab ich einen Kohldampf«, schildert Eri ihrer Mutter die Behandlung und fügt hinzu: »Jetzt frühstücken alle um mich rum die besten Sachen und ich kann's anschauen. Gell, das ist ein Klagebrief, aber ...« – und sie führt den Gedanken nicht aus. Die Klage wird verstanden, Erla ruft ihr Kind sofort in der Klinik an. Die Telefonverbindung ist schlecht und die Verständigung schwierig. Erla schickt deshalb umgehend einen Brief. Darin schlägt sie Eris Bitte aus, sie erst später als geplant zu besuchen, weil sie ja noch zu schwach sei und deshalb nichts von ihrer Mutter hätte: »Wenn du dann noch im Bett liegst, macht es ja nichts. Oder?« Verunsichert fragt Erla: »Du warst am Telefon so merkwürdig, wohl weil du nicht recht verstandest.« Wer bei diesem Telefonat was verstanden oder nicht verstanden hat, bleibt unklar. Jedenfalls schickt Erla ihrer Tochter, kaum dass die schreckliche Diät beendet ist, ein Paket mit Zucker und Keksen, welche Eri verschlingt.

Sie ist nun schon einen Monat in der Klinik und muss das Bett wechseln, denn die Patientin neben ihr ist an Diphtherie, einer damals sehr gefährlichen Infektionskrankheit, erkrankt. Auch Eri hat starke Halsschmerzen und es besteht der Verdacht, dass sie sich angesteckt hat. Sie wird eine Weile von den anderen Patienten isoliert, bis sich herausstellt, dass sie wohl nur eine Angina hat. Sie bekommt Östrogenspritzen, die das Wachstum der Geschlechtsorgane anregen sollen, um die unerklärliche Entwicklungsstörung zu beseitigen. Die Wochen vergehen und Eri macht die Einsamkeit zu schaffen: kaum Besuch und nicht genügend Stoff zum Lesen. Immer öfter schreibt sie bei Kleinigkeiten von »ihrem Pech«, ermahnt sich zugleich aber jedes Mal, wenn sie in Selbstmitleid zu verfallen droht. Dabei ist sie doch wirklich zu bemitleiden, nur dass es keiner wahrnimmt. »Na, ja« wird in ihren Briefen an ihre Mutter zu einer beliebten Redewendung. Sie vertreibt sich die Zeit mit Stricken und fabriziert rot-beige gestreifte Strümpfe für ihre Schwester Barbel. »Ich kann einfach manchmal nicht ver-

tragen, wenn ich allein sein muss«, schreibt sie Anfang April. Am Ende des Briefes zeichnet sie ein Mondgesicht mit wirrem Gekritzel im Schädel und nennt es »Gefühle«, unterzeichnet mit ihrem Namen. Darunter steht »Expressionistisches Bild 1948, Erla Ludin zugeeignet«.

Dem Trauma des gewaltsamen Vaterverlusts hat sich nun eine weitere Belastung zugesellt: das Gefühl des vollständigen Verlassenseins. Zudem wird der gesamte Zweck der Gemeinschaftserziehung in Salem durch die Länge des Aufenthalts zunichte gemacht, weil Eri hier nicht nur völlig isoliert lebt, sondern auch den Eindruck bekommt, schwer krank, also auch etwas Besonderes zu sein. In ihr verfestigt sich dieser Gedanke. Anstelle der Spritzen verschreiben die Ärzte dem Teenager nach einigen Wochen ein homöopathisches Schilddrüsenpräparat. Sie klagt immer öfter über Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit – beides Plagen, die in unserer Familie prominent vertreten sind. Immerhin bekommt Eri endlich gelegentlich Ausgang und besucht am Wochenende das Ehepaar Gmelin in einem Dorf nahe Tübingen. Hans Gmelin wird bald Oberbürgermeister von Tübingen werden und später sogar Ehrenbürger dieser Kleinstadt wie auch der französischen Partnerstadt Aix-en-Provence. Seine Vergangenheit in der Slowakei hat für seine Laufbahn nach dem Krieg kaum eine Rolle gespielt. Seine Tochter Herta, wie meine jüngste Tante 1943 in Bratislava geboren, Bundestagsabgeordnete und ehemalige Justizministerin, sagt, sie und ihr Bruder Wilhelm hätten sich mit ihrem Vater über die NS-Zeit oft heftig gestritten. Der »Judenberater« Wisliceny sei bei ihnen und bei Ludins doch ein und aus gegangen, ihr Vater müsse doch verstanden haben, wohin die deportierten Juden kamen und was mit ihnen geschah! Ihr Vater habe das in den frühen Jahren abgestritten und gesagt, man habe das für die übliche Gräuelpropaganda gehalten. »Geschwätz« sei das gewesen, so Däubler-Gmelin. Erst gegenüber seinen Enkelkindern habe er offener sprechen können und sich in höherem Alter in einer Rede immerhin als

Mitglied der Tätergeneration bezeichnet. Im Gegensatz zu ihr und ihrem Bruder, die Wert darauf legten, ihren Vater zur Rede zu stellen, um die damalige Zeit zu verstehen, hätten die Ludin-Kinder keine Möglichkeit dazu gehabt. Wilhelm Gmelin sagt in einem Interview mit dem *Schwäbischen Tagblatt*, das Thema Nationalsozialismus und das Verhalten der Generation seines Vaters seien das ganz große Thema seiner Jugend gewesen. Die Fragen nach dem Warum seien aber immer unbefriedigend beantwortet worden. »Wir konnten nie verstehen, dass man aus einer Haltung der Gläubigkeit alles weg-schieben kann. Bloß weil man gläubiger Nationalsozialist ist, und das war ja die ganze Generation mehr oder weniger, dass man dann alles andere so wie unter Scheuklappen völlig ausblendet.« Er, Wilhelm, sei zwar überzeugt, dass sein Vater an keinem Verbrechen aktiv beteiligt gewesen sei, aber er vermute, dass sein Vater »doch genau über die Deportationen Bescheid wusste«.

Eri darf nun ab und zu ins Kino, und wenn ihre Mutter demnächst wieder zu Besuch kommt, möchte sie unbedingt ins Konzert mit ihr, denn sie sehnt sich nach guter Musik. Die Ärzte behandeln sie freundlich und erlauben ihr, gelegentlich im Labor zuzusehen. Eri interessiert sich dafür, Ärztin zu werden. Briefbögen sind zu teuer und so schreibt sie auf allem, was Papier ist. Es entsteht eine wahre Zettelwirtschaft, die zu einer ihrer Marotten werden wird. Von ihrer Mutter hat sie noch einige Briefbögen ihres Vaters bekommen. Oben links in der Ecke steht dezent ein H. L. Als diese verbraucht sind, reißt sie aus einem Schreibheft einige Seiten heraus und schreibt in Druckbuchstaben ihre eigenen Initialen auf den Briefkopf: E. L. Meist unterzeichnet sie ihre Episteln nun nicht mehr mit Eri, sondern mit Erika. Daran kann Erla sich noch nicht gewöhnen: »Du bist halt in meinen Gedanken immer noch die Eri, aber wenn du es willst, muss ich mich langsam umstellen«, antwortet sie ihr. Eri will nicht mehr das Erile sein und mitunter wird ihr Ton der Mutter gegenüber streng: »Du bist

ein zerstreuter Professor, statt dem dicken schwarzen Heft, wo ich für mich Vatis Brief abgeschrieben hatte, schickst du mir ein leeres Heft, das ich von Großmutter zu Ostern bekommen habe.« Vatis Brief – mein Brief, dein Brief, unser Brief. Das Ringen um H. L.s Erbe hat begonnen.

Ende April, nach fast drei Monaten, erfährt Erika, dass sie noch weitere vierzehn Tage in der Klinik bleiben muss. Der Herr Professor hätte ihr in der Visite gesagt, »so eine Sache erfordere schon Geduld, da man mehrere Spritzen ausprobieren müsste. Also, ich weiß nicht«, schreibt sie ihrer Mutter. Sie hat keine passenden Kleider mehr und sorgt sich vor allem darum, wie sie in der Schule den Anschluss finden soll. Sie befürchtet, sitzen zu bleiben. »Na, ja. Ich bin schon ganz resigniert.« Sie fühlt sich oft müde und antriebs-schwach und sie bettelt immerzu um Besuch, »irgendwer, nur jemand!«. Allein die Theater- und Kinobesuche können sie begeistern und sie genießt die Einladungen bei Freunden ihres Vaters, weil, so Erika, im Gegensatz zur Gesellschaft im Krankenhaus dort alles so kultiviert zugehe und man sich anständig unterhalten könne. »Es ist ja dumm, aber ich entbehre das schrecklich, hier essen sie ja scheußlich und gebrauchen solche Ausdrücke und wissen überhaupt nichts, das geht mir allmählich auf die Nerven.« Erikas Schrift ist fahrig bis zur Unleserlichkeit. Sie bemerkt, dass sie eine »ra-sen-de Lust nach Kuchen oder irgendwelchen Süßspeisen« habe. Dass das nicht gut für sie ist, merkt sie selbst: »Ach, Muttile. Gell, ich bin schrecklich materiell.« Sie steht kurz vor der Rückkehr nach Salem und ist noch immer »Eri Lederfett«. Na, ja.

Auch Erla beginnt sich über die Länge der Behandlung zu wundern, zumal ihre Tochter noch immer zu dick ist, und sie schickt einen Bekannten mit einem Koffer voller Wäsche und Kuchen in die Klinik, um herauszufinden, warum ihre Älteste noch immer nicht entlassen wird. Sie selbst schafft es wegen der kleinen Kinder und der vielen Arbeit auf dem Hof nicht, vorbeizukommen. Endlich, Anfang Mai, wird Eri entlassen

und kehrt ins Internat zurück. Trotz aller peinigenden Untersuchungen gibt es keine Diagnose für ihr Übergewicht. Von diesem Tag an wird die Familie ihre zukünftigen Probleme und Turbulenzen unter »hormonelle Störungen« verbuchen. Mit der Psychologie war es damals noch nicht weit her.

Anfang der 1980er Jahre war man in dieser Hinsicht allerdings auch noch nicht viel weiter. Ein Gynäkologe schickt mich wegen unerklärlicher »Unregelmäßigkeiten« in eine Hamburger Klinik. Dort wird mir dann rund um die Uhr Blut abgenommen. Nach einer nervenaufüttelnden Nacht, in der mich Krankenschwestern fast stündlich aus dem Schlaf reißen, um gigantische Spritzen mit meinem Blut zu füllen, sitze ich in der Ambulanz des Krankenhauses im Morgenrock zwischen Menschen in Straßenkleidung, um weiter zur Ader gelassen zu werden. Was bin ich froh, als ich völlig erschöpft und nervlich angegriffen endlich wieder nach Hause darf. Keinem der Ärzte ist aufgefallen, dass ich vielleicht ein wenig zu hager bin. Auch die Tatsache, dass ich vehemente Schlafstörungen habe, bringt man in keinen medizinischen oder gar psychologischen Zusammenhang. Zu Beginn meines Studiums im fernen Schottland, am Rande der berühmten Golfelder von St. Andrews, hatte ich beschlossen, mich von meinem Baby-speck zu verabschieden. Mit Selbstdisziplin, die wohl eher einer Geißelung gleichkam, wollte ich mein inneres Ungleichgewicht ins Lot bekommen. Kontrolle über den Körper, das bannt scheinbar das überwältigende Gefühl von Ohnmacht gegenüber einer kranken und dominanten Mutter. Morgens ein bisschen Müsli, mittags ein Salat und abends ein Apfel, und das wochenlang. Dazwischen trieb ich trotz der minus zwanzig Grad Kälte exzessiv Sport – rennend, turnend, schwimmend. Ab einem gewissen Punkt bekam ich nachts nahezu delirische Träume, und als ich es mit dem mir selbst auferlegten Hungern lange genug getrieben hatte, blieb auch der Schlaf aus und meine Hormone streikten. Glücklicherweise kehrte ich noch gerade rechtzeitig vor einer manifesten Essstörung

zum Studium nach Hamburg zurück. Ich wohnte zunächst bei meinem Vater und seiner Frau, denen bald auffiel, dass ich lieber turnte und studierte als aß. Allein die schlaflosen Nächte, in denen mich bis zum Morgengrauen die Angst quälte, diese Schlafstörung könnte ein weiteres Indiz für die Ähnlichkeiten zwischen meiner Mutter und mir sein, drängten mich schließlich dazu, Hilfe zu suchen. Die Psychologin, die ich um Rat fragte, sah mich indes ratlos an und schickte mich wieder fort, als sei ich eine Simulantin. Noch heute, fünfundzwanzig Jahre später, arbeite ich daran zu entschlüsseln, was meine Mutter mir alles aufgeladen und aufgetragen hat.

Über den Tod meines Großvaters habe ich zum ersten Mal vor vielen Jahren gelesen, nachdem ich bei Eris Unterlagen Berichte darüber gefunden hatte. Seinerzeit hat mich das merkwürdig unberührt gelassen; vielleicht war ich noch zu sehr mit dem Tod meiner eigenen Mutter beschäftigt. Heute jedoch gibt es Tage, an denen mich diese Hinrichtung sehr aufwühlt, und Nächte, in denen ich vom Tod und von unbestimmt bedrohlichen Situationen träume. Dann höre ich plötzlich meine Großmutter sprechen – aber ich bin nicht sicher, ob sie traurig ist oder ob sie vorwurfsvoll und »betrübt«, wie sie zu sagen pflegte, missbilligt, wie ich mich mit dem Thema auseinandersetze. Ihre Stimme reißt mich aus dem Schlaf und am nächsten Morgen fühle ich mich zerschlagen. Ich sehe diesen, nein, nicht diesen: meinen Großvater am Galgen hängen und stelle mir vor, wie es gewesen wäre, wenn er nicht hingerichtet worden wäre und ich als Kind auf seinem Schoß hätte sitzen können. Wäre er in Deutschland vor Gericht gekommen und nicht in der Slowakei, hätte man ihn vermutlich nicht zum Tode verurteilt. Ich nehme an, er hätte eine Haftstrafe absitzen müssen und wäre dann irgendwann wieder entlassen worden. Wahrscheinlich hätte er sogar wieder gearbeitet und wäre eines natürlichen Todes gestorben. Im Nachkriegsdeutschland sind doch viele so davongekommen. Meine Kinder hätte er dann vielleicht auch noch kennengelernt; ob er

sie auch so sanft und entzückt im Arm gewogen hätte wie meine Großmutter Erla?

Ich frage mich, was für ein Großvater er für mich gewesen wäre – ein liebevoller, humorvoller oder ein kühler, strenger? Meine Mutter hat wohl beide Seiten an ihm erfahren. Ich »ertappe« mich dabei, Ausschau nach seinen guten Seiten zu halten. Ich suche nach Indizien, die darauf hinweisen könnten: Er war in diese Sache nicht so tief verstrickt. Es ist eine schwierige Annäherung an eine Person, deren »mörderische« Anteile ich zuvor nicht in vollem Ausmaß sehen wollte. Es gab in den Recherchegesprächen Momente, in denen ich angesichts der Erkenntnisse über die Rolle meines Großvaters unter Stress geriet, mir heiß wurde, die Muskeln spannten, meine Abwehr getroffen war. Ja, welche Abwehr eigentlich, frage ich mich heute: Wehrte ich mich dagegen, mit so jemandem so direkt verwandt zu sein? Von dieser Täterseite selbst etwas abbekommen zu haben? Oder ist es die von meiner Mutter unbewusst übernommene Abwehr? Dabei bin ich ja nur die Enkelin und habe viel mehr Distanz zu diesem Menschen als seine Frau und seine Kinder. Ich verstehe allmählich, in welchem Konflikt Eri sich befunden haben muss. Es ist für mich auch eine Annäherung an die dunklen Seiten meiner Familie, einer Familie, die ich stets idealisiert habe. Ich entdecke, wie befangen ich selbst war und bin erschrocken, wie schmerzhaft es ist, etwas zu akzeptieren, das vorher zu unangenehm war, um es an mich bis in die letzte Konsequenz heranzulassen. Ich mache einen Prozess durch, in dem ich unbewusst eine Positivistin meines Großvaters erstelle, sie wieder verwerfe oder zwischen beiden Polen schwanke. Will ich Positives um meines eigenen Seelenfriedens willen finden oder etwa weil ich es meinen Verwandten recht machen will, die fest daran glauben, dass Hanns unschuldig ist? Bei meinen Gesprächen mit Historikern und anderen Fachleuten verwechseln die Interviewpartner mitunter den Verwandtschaftsgrad und sagen »Ihr Vater«, wenn sie meinen Großvater meinen. Das lässt

mich zusammenzucken – was habe ich für ein Glück gehabt, nicht in dieser Zeit gelebt zu haben! Ich will die Persönlichkeit dieses für mich Fremden erfassen und erlebe dabei täglich unterschiedliche Gefühle. Ich versuche zu begreifen, warum er tun konnte, was er getan hat, und gelegentlich rückt er dabei dicht an mich heran. Das ist eine Entdeckung, eine Großvaterentdeckung, und ich versuche zu trennen zwischen seinem Charakter und seiner politischen Rolle.

Wäre ich mit diesem Großvater aufgewachsen, wie wäre ich ihm als Jugendliche und Erwachsene begegnet? Hätte ich ihn irgendwann zur Rede gestellt und hätte er mir ehrlich geantwortet? Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit und Güte, das waren doch die von ihm postulierten Werte, die er meiner Mutter in seinen Briefen zu vermitteln versuchte. Wenn er mir auf Nachfragen etwas über seine Schreibtischtaten erzählt hätte, wie wäre ich dann mit diesem Wissen umgegangen? Hätte ich mich vor ihm gegruselt und wäre es mir bei dem Gedanken, als Kleinkind auf seinem Schoß zu hocken, kalt den Rücken heruntergelaufen? Hätte ich mich für ihn geschämt und dafür, seine Enkelin zu sein? Hätte ich geschwiegen und ihn weiter lieb gehabt? Oder ihm widersprochen und ihn weiter lieb gehabt? Ihm widersprochen oder geschwiegen und ihn *nicht* weiter lieb gehabt? Ich bin bei allen Gedankenspielen ziemlich sicher, dass er mir nichts Substanzielles gesagt hätte, und sei es nur – die »ehrenwerte« Erklärung –, um mich nicht zu belasten. Wahrscheinlich hätte ich zu seinen Lebzeiten aber auch nicht so genau gefragt. Oder hätte ich vielleicht doch nachgefragt, weil er als lebender Anwesender unter uns vielleicht nicht so idealisiert worden wäre wie der große Unbekannte, der am Galgen Gehenkte, dessen Erbe uns auf die eine oder andere Art und Weise alle verfolgt?

All diese Fragen sind rein hypothetisch. Denn er starb ziemlich genau vierzehn Jahre vor meiner Geburt im Dezember 1961. Da war er mit zweiundvierzig noch jünger, als ich es jetzt bin. Wenn nicht ihn, so hätte ich allerdings sehr wohl meine

Mutter befragen können, das habe ich aber nicht. Ihr Kummer war so dominant, dass ich nicht in ihm wühlen wollte, weiß der Teufel, welche heftigen emotionalen Wellen das erzeugt hätte. Heute bin ich fassungslos, dass ich mit ihr nie über die damalige Zeit gesprochen habe, dass ich nie gefragt habe, wie sie vom Tod ihres Vaters erfahren und diesen Schock erlebt hat. Es tut mir weh, dass ich sie mit diesen Erfahrungen so alleingelassen habe.

Auch Erla, meine Großmutter, ist damals auf dem Schloßle-hof sehr einsam. Von der Diplomatingattin zur verwitweten Bäuerin mit sechs Kindern – was muss sie für Ängste ausgestanden haben! Wenn sie sich mit Verwandten austauscht, dann per Brief, aber selten von Angesicht zu Angesicht. Sich an einen vertrauten Menschen anlehnen zu können, daran ist gar nicht zu denken. Für Eri ist es ein Segen, dass sie der trüb-sinnigen Stimmung enttrinnen und wieder ins Internat darf. Sie hat, bedingt durch ihre »Krankheit«, ein riesiges Schulpen-sum nachzuholen. Immerhin wartet auch Post von einem jun-gen Verehrer auf sie, der mittlerweile in Gordonstoun zur Schule geht und sie näher kennenlernen möchte. Um das Neu-jahr herum hatte er Erika sogar besuchen wollen, den Plan hat er jedoch »wegen deinen Eltern etc.« wieder fallen lassen, wie er ihr schreibt. Das heikle Thema Hanns läuft unter Ferneres. Auch in den regelmäßigen Briefen zwischen Erla und Erika taucht der Mann und Vater so gut wie nie auf – fast, als wäre nichts geschehen. Das unerträglich Schmerzhaftes wird nicht ausgesprochen.

In einigen Wochen sind Prüfungen und Erika weiß nicht, wo ihr der Kopf steht. Sie wirkt konfus. Ihre Handschrift ist jetzt wieder etwas ordentlicher und macht einen gereiften Eindruck. Neben den schulischen Vorbereitungen singt das junge Mädchen gemeinsam mit Nanne in der »Zauberflöte« den Part eines der drei Knaben. Diese Anforderungen strengen sie un-gemein an. In einem Brief an ihre Mutter stellt sie fest: »Jetzt bin ich erst vierzehn Tage hier, aber ich bin fast so erschöpft

wie nach einem ganzen Trimester.« Mitte Mai 1948 zeigt sie alle Anzeichen von völliger Überforderung – es bohre ständig in ihrem Kopf, ihre Nerven seien aufgerieben und ständig sei sie »wahnsinnig müde und ausruhebedürftig«. Am liebsten wäre sie mit Nanne irgendwo weit weg, »wo man keine Sorgen und ganz viel Ruhe hätte«. Als hätte sie in der Tübinger Uni-kllinik nicht ganz viel Ruhe gehabt! Diese Sehnsucht nach See-lenfrieden bleibt ihr ganzes Leben über erhalten, sie soll nie gestillt werden. Gleichzeitig hat Eri ein schlechtes Gewis-sen, ihre Mutter mit ihren Sorgen zusätzlich zu belasten: »Ach Mut-tchen, sicher ärgerst du dich, dass ich so 'nen Klagebrief schreibe. Aber es muss halt raus und wem sollt ich's sonst er-zählen?« Ohne die Unterstützung ihrer Mutter wisse sie doch gar nicht, wie sie mit allem fertig werden solle. »Aber weißte, aus dem Zustand raus wartete ich »sehnsüchtig« auf Post von dir und freute mich also gestern wahnsinnig, als der Doppelbrief kam. Und dann hätte ich heulen können, weil er nur so arg kurz und flüchtig war, so wie wenn du mit mir unzufrieden wärst. Dabei schufte ich nämlich wirklich wahnsinnig.« Für die Schufferei belohnt Erika sich selbst und gibt ihr restliches Ta-schengeld für Süßigkeiten aus. »Sonst esse ich ja nicht so viel, auch nicht zwischenrein und ich hab' auch wieder abgenom-men, nach den Ferien laut Waage, jetzt laut Kleidern. Du kannst mir aber ruhig was schicken, alle Eltern fast tun es, Nan-ne auch.« Erla schickt, damit das Kind seinen Heißhunger stil-len kann. Offenbar hat auch sie ein schlechtes Gewissen. Die emotionalen Bedürfnisse des Kindes bleiben derweil unbefriedigt. Wie auch, die Mutter hat doch ihre eigene Bedürftigkeit in den Sockel der würdevollen Witwe einbetoniert? Sie ist über-fordert – von ihrem Leben ohne Mann, bedrückt von der Last der stillen Trauer; überfordert von dieser egozentrischen, krän-kelnden und nie zufriedenzustellenden Tochter.

Es dauert nicht lange, da ist diese schon wieder mehr im Bett als draußen: »Weißte, weil ich so furchtbar schlapp und müde und mit den Nerven vollkommen runter war. Das kommt von

den Tabletten und der Tagesablauf ist eben doch sehr anstrengend. Abends schlief ich wieder nie vor 12 Uhr ein, vor Hitze und Nervosität. Jetzt soll ich Beruhigungsmittel kriegen.« Die Tabletten sind zwar rein homöopathisch, Nebenwirkungen nicht bekannt, aber die nette Schulärztin hat Eris Zustand als depressiv erkannt und kümmert sich um sie, soweit das möglich ist. Die Aufmerksamkeit tut der verwirrten Halbwaisen gut.

Derweil macht die Währungsreform vielen Menschen zu schaffen. Erla sagt, jetzt gelte es, bei jedem Brief zu entscheiden, ob er sein Porto wirklich wert sei. Sie ermuntert ihre Tochter, in der Freizeit anstelle teurer Bahnfahrten besser Fußmärsche um den Bodensee zu machen. »Was sind Vati und ich viel gewesen, dort überall!«, gibt sie eine Erinnerung an ihren Mann preis. Sie schickt Erika selbst genähte Kleidungsstücke und erbittet sich postalische Meldung, ob alles angekommen sei: »Aber recht mit Konzentration, gelt.«

Erika saugt das Problem mit dem mangelnden Geld rasch auf, ja, schreibt sie, sie wisse kaum, wie sie den nächsten Brief an ihre Mutter frankieren solle. Diese ständige Sorge um das finanzielle Überleben etabliert sich ebenfalls als Lebens-thema – auch wenn keine Not ist, bei ihr ist Not. Eri fürchtet außerdem sehr, sitzen zu bleiben. Nachts ist sie so kribbelig, dass sie wegen des kleinsten Geräuschs Angst bekommt und aus dem gerade mühsam errungenen Schlaf hochschreckt. Es ist der Tod ihres Vaters, der sie nicht schlafen lässt, tief in ihrer Seele hat das Unglück sich vergraben und wartet mit zuckenden Bewegungen darauf, ausbrechen und um sich schlagen zu können. Das von der Schulärztin verordnete leichte Beruhigungsmittel wirkt nicht und das nervenzerrüttete Mädchen ist froh, dass ihre Mentorin ihr verboten hat, vor dem Schlafen noch zu lernen. Erika tröstet sich damit, dass ihre Mutter ja auch immer so müde sei. Warum aber die anderen Mädchen plötzlich alle so »eingebildet« sind und sogar Nanne sie ablehnend behandelt, kann sie überhaupt nicht verstehen: »Ich sinke auch, hab ich's Gefühl.«

Welch ein Glück, dass sich der erschöpfte Teenager, am Wochenende gelegentlich zu Hause ordentlich ausschlafen kann. Sie gleitet in tiefe Träume, im Schlaf verschwimmen wildes Lachen und erlösende Tränen zu einer dumpfen Masse von undefinierbaren Gefühlen. Salem veranstaltet zum sommerlichen Prüfungsabschluss ein großes Kostümfest und Erika ist ganz mit der Verkleidungsfrage beschäftigt. Fasching, das gehörte in der Slowakei zu den großen Ereignissen des Kinderlebens. Vorwurfsvoll merkt sie ihrer Mutter gegenüber an, dass alle Mitschüler ein Kostüm bekommen hätten, nur für sie sei natürlich wieder keines übrig geblieben. Das Thema Bekleidung wird neben der Bestellung von Lebensmitteln nun zu einem weiteren Anlass, die Mutter unter Druck zu setzen. In jedem Brief beschwert sie sich wegen eines Ritterfräuleinkleids. Erla schreibt, sie müsse sie enttäuschen, denn ein solches Kostüm existiere nicht mehr, schließlich hätten sie durch den Krieg das meiste Hab und Gut verloren. Stattdessen schickt sie ihrer Tochter ihr eigenes Seidenkleid und ermahnt sie streng, gut darauf aufzupassen: »Ich gebe es dir nicht leicht, denn ich habe schlechte Erfahrungen gemacht mit Sachen, die ich dir geliehen habe.« Erika zeigt sich bitter enttäuscht – nun könne sie beim Kostümfest wohl nicht mitmachen, denn sie habe ja nichts zum Anziehen. Selbst ihre Schwester Barbel, die am Fest teilnehmen wird, habe ein tolles Kleid, warum nur sie nicht? Aber sie sei ja Optimistin, gewiss fänden Erla und Dorle noch etwas, was sie tragen könne. Letztlich hat sie sich dann mit dem Seidenkleid zufriedengegeben. Ritterin ade. Die Opferrolle ist geblieben.

In Mathematik und Physik hat Erika das Klassenziel zwar nicht erreicht, ihrer langen Krankheit wegen wird sie dennoch versetzt. Diesmal heißt es im Trimesterbericht rücksichtsvoll: »Vertraulich! Nur für die Mutter!« Des Mädchens Fortkommen, so die Klassenlehrerin, hänge ganz davon ab, ob es auf einen ruhigen Weg gebracht werden könne. »Ihre nervöse Erregbarkeit, die Launen, Empfindlichkeit und eine quälende

Schlaflosigkeit mit sich brachte, hindert sie an der vollen Teilnahme am Leben der Kameraden, um die sie sich aber seit ihrer Rückkehr immer wieder bemüht hat. « Immerhin sei sie weniger bockig und weitaus fügsamer als im Vorjahr gewesen und verstehe es besser, »auf andere einzugehen und ihre eigenen Wünsche zu regulieren«. In den zwei Monaten zwischen dem Klinikaufenthalt und den Sommerferien hat Erika fast fünf Kilogramm zugenommen. Sie fühlt sich miserabel. Die Kleider sind zu eng, sie wird gehänselt und ihr Selbstbewusstsein leidet.

Erla hat große Mühe, mit dem unersättlichen, unruhigen Mädchen fertig zu werden. Ihrer Schwiegermutter schreibt sie während eines von Eris Wochenendbesuchen: »Erikas Zustand ist nicht erfreulich. Die ganze Tübinger Sache hat ihr nur geschadet, soweit man jetzt sieht. Sie hat noch mal zugenommen, ist furchtbar nervös, kann sich nicht konzentrieren und ist sehr unglücklich. Sie tut mir sehr leid, man kann ihr so gar nicht helfen. Sie ist hier sehr ungerne. Sie mag gerne ihre Interessen leben, sich mit Literatur und Kunst beschäftigen, das ist hier kaum möglich und ich habe auch keine Zeit, mich mit diesen schönen Dingen zu befassen, darüber ist sie immer wieder enttäuscht.« Dagegen ist Barbel Erlas ganze Freude, denn sie ist hilfsbereit und zeigt sich im Gegensatz zu Eri überaus beglückt, wieder zu Hause zu sein.

Als gebe es der Probleme nicht genug, taucht nun eine neue Schwierigkeit auf: Salem erhöht seine Gebühren. Erla bittet Schwiegermutter Johanna und Onkel Adolf um Hilfe, doch sie ahnt bereits, dass es selbst mit den Stipendien von der Schule kaum möglich sein wird, allen drei Mädchen – Ellen soll dieses Jahr auch nach Hohenfels kommen – den Internatsaufenthalt zu finanzieren. Erla weiß, wie sehr ihre Älteste an der Schule hängt, dennoch deutet sie ihrer Schwiegermutter an, es werde wohl Erika sein, die die Schule gegebenenfalls vorzeitig beenden müsse.

Der Sommer verstreicht, ohne dass Erikas Schulleistungen

und ihre Gesundheit sich besserten. Im Oktober 1948 ist sie fünfzehn Jahre alt geworden und ihre Konfirmation steht bevor. Ihrer Mutter gegenüber wird sie ruppiger und mitunter sogar schon mal recht frech. Als sie es bei einem Telefonat zu sagen wagt, sie ärgere sich, weil Erla ihr die gewünschte Bluse nicht sofort nähen könne, schreibt ihr die Mutter, sie sei über diese Äußerung traurig: »Ich möchte ja so gerne allen meinen Kindern gerecht werden und da sein, wenn sie mich brauchen, aber in diesem Fall, das weißt du ganz genau, kommen die anderen Kinder erst.« Außerdem sei es ja nicht besonders nett, dass sie ihren Besuch bei ihr geradezu erzwingen wolle. Wenige Tage später gibt es den nächsten Krach, weil Eri ihre Schwester Ellen, die gerade erst einige Wochen auf Hohenfels ist, beeinflussen wollte, sie zu besuchen, anstatt in den Herbstferien zur Mutter nach Hause zu fahren. Erlas Entnazifizierungsverfahren läuft gerade und sie ist entsprechend angespannt.

Ein amerikanisches Mädcheninternat spendet der Schule Schloss Salem gebrauchte Schuhe und dieses Mal hat Erika Glück und ergattert ein Paar. Prinz Georg Wilhelm von Hannover, Salems Schulleiter, setzt sich seit Kurzem hin und wieder zu ihr an den Esstisch im Saal und erkundigt sich nach ihrem Wohlbefinden und ihrer Familie. Sie ist beeindruckt, wie nett er zu ihr ist. Wegen ihrer Beschwerden bekommt sie Bindegewebsmassagen und einen Gymnastikkurs, den Erla zusätzlich zahlen muss. Das Geld wird immer knapper und Erika darf nun noch seltener zu Hause anrufen. Erla verkauft die Leica ihres Mannes, eine lächerliche Summe, mit der sie das Schulgeld für ihre Mädchen auch nicht annähernd mitfinanzieren kann. Wären da nicht die Verwandten und der finanzielle Nachlass von Salem, müssten alle drei auf die gute Ausbildung verzichten. Zum Glück interveniert Großmutter Johanna und verbindet die langjährigen Beziehungen der Familie zum Internat mit der freundlichen Bitte um Nachsicht. Salem gewährt Erika freundlicherweise ein weiteres Mal einen Gebührennachlass.

Dabei verliert die Schulleitung allmählich den Glauben an ihre Leistungsfähigkeit: »Es gehört sehr viel Geduld dazu, Erika ins »normale« Leben zurückzuführen, und mehr persönliche Aufsicht, als in Salem in der Regel üblich ist«, steht im Halbjahreszeugnis. Besonders bemängelt wird, dass die eigenwillige Schülerin zu »keiner Regelmäßigkeit auf irgendeinem noch so primitiven Gebiet zu bringen« sei. »Sie lebt von plötzlichen Einfällen, denen sie sofort nachgibt und die sie für absolut zwingend hält und Vorhaltungen gegenüber mit unerschöpflichen Erklärungen und Gegengründen verteidigt. Ihre Nachhilfestunden in der Mathematik hat sie nicht zuverlässig eingehalten, auch von der Gymnastik sich gelegentlich entschuldigt und ist in ihrer Pflicht, dem Tischdecken, ganz besonders unzuverlässig gewesen [...] Wir glauben aber, dass Erika mit Hilfe strenger Aufsicht immer zuverlässiger werden wird, wenn sie sich einsichtig bemüht. Wir schlagen vor, dass Besuche zu Hause während des nächsten Semesters nicht stattfinden, weil sie immer eine Auflockerung auf Tage mit sich bringen und neue Gelegenheit zum Ausweichen geben.«

Einstweilen nahen jedoch die Weihnachtsferien und das Fest, das für die Familie Ludin weiterhin kein Fest der Freude sein kann. Ihrer Ältesten vertraut Erla ihren Kummer an: »Ich kann nicht umhin jetzt in der Adventszeit besonders traurig zu sein, voriges Jahr war um diese Zeit die furchtbare Angst und dann das Entsetzliche am 9. 12. Nun ist es schon ein Jahr her, dass unser Vati nicht mehr ist! Der Schmerz ist darum nicht geringer geworden. Aber ich will dir nicht das Herz schwer machen, mein liebes Kind«, schreibt sie ihrer Leidensgenossin Eri. Deren Herz ist weitaus schwerer, als sie ahnt. Einerseits freut Erla sich auf Weihnachten, andererseits graut ihr vor der Anstrengung mit den vielen Kindern – und insbesondere vor dem Besuch dieser Tochter, die ihr keine Ruhe lässt. Sie schreibt ihr also in allgemein gehaltenem Ton, sie hoffe, alle würden geduldig und nachgiebig sein, damit

es nicht ständig Streit gebe. Natürlich meint sie damit in Wirklichkeit vor allem Erika. Die spürt die mütterlichen Vorbehalte deutlich und drückt ihr eigenes Unbehagen in ihrer Antwort aus: »Ich wollte dich noch fragen (d. h. ich wollte es schon lange mal), was du in deinen Briefen manchmal gegen mich hast, die sind so oft komisch kühl. Ich freu mich immer so, wenn Post von dir kommt, und in der letzten Zeit waren sie auch immer so lieb, aber dann wieder manchmal, ich weiß nicht. Vielleicht ist es auch gar nicht so und ich meine es nur.«

Das emotional intelligente Mädchen hat die Distanz ihrer Mutter scharfsinnig erfasst und entlockt ihr eine Reaktion: »Liebes Kind, ich habe natürlich nichts gegen dich. Aber manchmal bin ich wohl bewusst oder unbewusst etwas zurückhaltend, wenn ich mit irgendetwas nicht einverstanden bin, was du schriebst oder sagtest. Aber, das weißt du ja, dass du mein Kind bist, und dass ich dich aus tiefem Herzen liebe, es ist nicht wert, gesagt zu werden. Verwöhnen darf man aber die Erika Ludin nicht zu sehr«, schreibt sie, um im nächsten Satz gleich die gute Johanna zu preisen, die ihrer Enkelin zum Nikolaus Backware geschickt hat. Mit der Konsequenz hat die liebe Erla es nicht gerade. Hanns' erster Todestag steht bevor und seine Witwe lässt die älteste Tochter wissen, sie wolle an diesem Tag in seinen Briefen lesen und in Gedanken bei ihm sein. »Es wird wehtun, aber ich wünsche nichts sehnlicher, als mich ohne viel Störung damit beschäftigen zu können. Wie schön könnte es sein, wenn er nur lebte und man Hoffnung auf ein Wiedersehen haben könnte! Damit wollte ich ganz zufrieden sein. Aber ich muss mir immer wieder sagen, dass Tausende von Frauen dieses Schicksal haben und ertragen müssen.« Wo sie ihn schon zu seinen Lebzeiten so häufig entbehren musste, will sie ihn wenigstens jetzt ganz für sich allein haben, um sein Andenken in aller Stille zu pflegen. Ohne Störung durch die Kinder – und schon gar nicht durch Erika, die ihren Anteil an der Erinnerung in Anspruch nimmt: mein

Kummer, dein Kummer, unser Kummer – wer leidet mehr?
Während Erla daheim ihre Ruhe bekommt, lässt Erika in
Salem sich von ihrer Rastlosigkeit treiben, einsam und ohne
Halt, bisweilen haltlos im Benehmen. Diese Eltern: verehrt,
geliebt – und unerreichbar.

Vergiss nicht, dass du Flügel hast!

»Das verlorene Gesicht« heißt der neue Film mit den Filmstars Marianne Hoppe und Gustav Fröhlich, die Premiere ist Anfang 1949 in Berlin. Erika gibt ihr letztes Taschengeld aus, um den Streifen im Frühjahr im Kino von Überlingen zu sehen. Filme, Musik und Bücher sind ihre ganze Leidenschaft, sich in ferne Welten zu versetzen, liegt ihr.

Der dumpfe Dunst über Deutschland beginnt sich zu heben und die fünfziger Jahre kündigen sich an. In Salem tragen viele Jugendliche jetzt New-Look-Kleider und Erika, schon ganz die Ästhetin, die sie ihr Leben lang bleiben wird, ist von der neuen Eleganz hingerissen. Sie findet Nanne »todschick« und ist vor allem von deren braunen Wildlederschuhem mit Krepptsohle beeindruckt, ganz zu schweigen vom nagelneuen Volkswagen, in dem die Eltern ihrer Freundin neulich zu Besuch kamen und die beiden Mädchen ausführten! Die Tochter des einstigen Gesandten kann bei diesem Aufbruch in bessere Zeiten nicht mithalten, so sehr auch ihre Mutter und Großmutter sich bemühen, die neue Mode auf der Nähmaschine nachzuschneiden. Als Dorle sie mit ihrem frisch vermählten Ehemann Jakob, dem Hofverwalter, in Salem besucht, fahren die beiden mit der Pferdekutsche vor, was Eri trotz der großen Freude über die Gäste ziemlich peinlich ist. Als die Kutsche ihren Geist aufgegeben hatte, kam Besuch vom Schlösslehof meist mit dem Milchwagen, der keine Bremsen mehr hatte. Erla fährt in der Regel mit dem Fahrrad, es ist finanziell un-

denkbar, einen Wagen anzuschaffen; den Führerschein hat sie aber auch später nie gemacht.

Viele Schüler haben Zugang zu einem von den Eltern eingerichteten Konto, von dem sie Bücher und Arbeitsmaterialien bezahlen können, für Eri hingegen fällt schon der Kauf einer Tafel Schokolade unter die Rubrik Sünde – in doppeltem Sinne natürlich – und sie führt über jede Ausgabe Buch. Erla bekommt dann die fein säuberlich verfassten Abrechnungen. »Nicht, dass du meinst, ich wäre so gefräßig«, schreibt sie ihrem »Mummchen«, nachdem sie sich einen Nachmittag mit Schulfreunden einer regelrechten Eiscremeorgie hingegeben hat. Erich, ihr erster richtiger Verehrer, hat ihr eine Kugel nach der anderen spendiert, aber er hat noch mehr als sie verschlungen und zu ihrem großen Erstaunen sogar ihre Reste aufgeschleckt.

Der Ton in Eris Briefen ist leichter geworden, manchmal gar humorvoll und selbstironisch, an die Mutter jedenfalls stets innig und liebevoll. Sie erzählt, eine Schulkameradin behaupte, sie flirtete mit dem anderen Geschlecht: »Sie sagte, nicht im Schlimmen flirten. Aber ich weiß auch nicht, wenn die Jungens mit mir reden immer, soll ich denn dann unfreundlich sein oder ganz abweisend?«, fragt sie ihre in Liebesangelegenheiten nicht besonders bewanderte Ratgeberin. Erika hat sich im ersten Halbjahr schulisch gebessert, überhaupt scheint sie sich etwas stabilisiert zu haben. Die Gesangslehrerin lobt ihre Stimme, sie habe »gutes Material«, aus dem sie etwas machen könne. Allerdings leidet Eri noch immer unter Schlafstörungen und Kopfschmerzen, sie ist zerstreut und fühlt sich stets müde. Um sich wach zu halten, trinkt sie »mit Behagen«, wie sie sagt, starken Kaffee, und das Rinderkotelett, das Erla ihr schickt, verspeist sie »mit Wonne«. Sie beginnt in der Schulküche erste Rezepte nachzukochen, was ihr große Freude bereitet. Hier legt sie den Grundstein für die Kochkunst, mit der sie sich als Erwachsene profilieren wird. Stolz meldet sie ihrer Mutter, sie fühle sich »ziemlich selbständig. Na, ja! Aber gell, du schreibst bald mal.« Es fiel den anderen

ja schon auf, wie selten sie Post bekäme, schon vierzehn Tage keinen Brief! Hans S. sendet ihr als Andenken an seinen verehrten Chef im Eigendruck eine kleine Broschüre mit einer Auswahl von Hanns' Briefen aus der Haft.

Am 23. Mai 1949 wird das Grundgesetz offiziell verkündet, es ist die Geburtsstunde der Bundesrepublik Deutschland. Die Alliierten stellen nach über 277 000 Flügen und der Lieferung von 2,3 Millionen Tonnen Nahrungsmitteln und anderen lebensnotwendigen Dingen die Luftbrücke nach West-Berlin ein. Derweil muss Erika die Prüfungen überstehen und die Versetzung schaffen. Mathe fällt ihr weiterhin sehr schwer und sie vergeißt die Arbeit. Erla tröstet ihr »gutes Erikind« liebevoll: »Ich denke so unausgesetzt an dich und deinen Kummer wegen der verhauchten Mathematik«, schreibt sie. »Wir wollen's nicht so schwer nehmen, mein Liebes. Wenn du nun wirklich durchfallen solltest, was mir noch lange nicht sicher scheint, dann hat's halt nicht sein sollen und wer weiß, vielleicht hat es auch sein Gutes ... Es wird alles recht werden, mein Herz. Aber geschenkt wird einem nichts.« Und zur Aufmunterung zitiert sie den 1920 gestorbenen Schriftsteller Cäsar Fleischlen:

»Und wenn es kommt und wenn's dich fasst und über dir zusammenschlägt, Streit und Neid und Hast und Last [...] vergiss nicht, dass du Flügel hast!«

Anstelle von »Streit« schreibt Erla aus Versehen »Leid«. Sie macht sich bereits viele Gedanken über das Weiterkommen ihrer Tochter, die natürlich nicht wieder auf dem Hof und anschließend sogleich im Hafen der Ehe landen soll. Eine Berufsausbildung muss her.

Eri steht in der Schule unter starkem Druck, aber sie denkt nicht im Entferntesten daran, Salem zu verlassen. Sie besteht die Prüfungen, einige sogar recht gut und wird versetzt. Die Sommerferien will sie nach all den Anstrengungen »recht-schaffen genießen und ausschlafen«. Das kann sie auch, denn Erla schont sie und bringt es tatsächlich fertig, mit allen Kin-

dern eine knappe Woche zum Schwimmen nach Dingelsdorf am Südufer des Überlinger Sees zu fahren. Es ist eines der seltenen Male, dass die gesamte vaterlose Familie beisammen ist und die Kinder ihre Mutter ganz für sich haben – geteilt durch sechs, selbstverständlich. Da entwickelt jeder seine eigene Strategie, um der Begehrten möglichst nah zu sein.

Auch Erlas Jüngste, Andrea, geht mittlerweile in Ostrach zur Volksschule und Erika kann kaum glauben, »dass wir jetzt gar kein Kleines mehr haben ...«. Gerade sind der erste Bundestag und Konrad Adenauer zum Bundeskanzler gewählt worden. Die soziale Marktwirtschaft findet Einzug in West-Deutschland. Im Osten des Landes entsteht die DDR mit einem anderen Staats- und Gesellschaftsmodell; die Teilung des Landes ist am 7. Oktober juristisch vollzogen.

Salems Schulleitung lässt alle Eltern wissen, dass eine ausreichende Versorgung der Schüler mit Nahrungsmitteln inzwischen gewährleistet sei und Lebensmittelpakete deshalb nicht mehr erwünscht seien. Erika bekommt dennoch die eine oder andere Sendung. Ihre Klasse plant im kommenden Winter eine Schulreise ins Allgäu, eine aufregende Fahrt, auf die sich alle freuen. Die Lehrer haben den Eindruck, Erika ruhe sich auf den Lorbeeren ihres letzten Zeugnisses aus und strenge sich nicht an. Sie stellen »ihre alte Aufgeregtheit« fest und monieren, dass sie nicht bescheiden genug sei. Es fehle ihr an Umsicht und Sachlichkeit sowie an Ordnungssinn. Sie sei »noch in vielem ein Kind (bei aller ›Erwachsenheit‹) und persönliche Erlebnisse werfen sie noch zu leicht aus dem Gleichgewicht«.

Viel Energie steckt Erika unterdessen in die regelmäßigen, manchmal täglichen Briefe an die geliebte Mutter. Zudem strickt sie eifrig, im Augenblick einen Pullover für Barbel, den sie gleich nach der Fertigstellung nach Hause schickt: »Ich hab' geträumt, du warst hier und wärst ganz begeistert gewesen von dem Pullover. Warum freust du dich denn gar nicht darüber, du hast noch gar nichts davon geschrieben?«, erkundigt

sie sich verunsichert. Es müsse ihre Mutter doch froh stimmen, dass sie nun so viel für die Geschwister stricke, die könnten das doch gut gebrauchen. Sie sucht dringend nach Bestätigung, denn sie spürt, dass ihre Existenz in der Schule ernsthaft gefährdet und sie der Umstände wegen zu Hause nicht wirklich erwünscht ist. Umso größer ist ihre Enttäuschung, als sie das Kofferradio, das sie sich von Erla borgen wollte, nicht bekommen kann. Alles, worauf sie sich freut, gehe schief, findet sie. »Als Einziges freut mich, dass Tante Anne sich zu interessieren scheint, ob ich Abitur mache oder nicht.« Zu ihrer ältesten Tante hat Eri in jenen Tagen einen besonderen Bezug, vielleicht, weil sie einen ähnlich eigenwilligen Charakter und Verständnis für ihre Nichte hat. Bedrückt, wie Eri ist, hat sie auch Angst vor dem bevorstehenden Zahnarztbesuch und Hunger hat sie sowieso ununterbrochen, denn das kalte Herbstwetter, so ihre Begründung, mache »Kohldampf«: Die Mutter möge doch bitte wieder ein schönes »Fresspaket« senden. Zum Glück ist ihr Freund Erich »eine richtige Stütze und heitert einen immer auf. Nur wie lange noch, schließlich gibt es so viele hübschere und nettere Mädchen.«

Es ist mittlerweile November und Erika weiß nicht, dass Erla von der Schulleitung einen Brief erhalten hat. Darin erklärt der Prinz von Hannover, dass die Sechzehnjährige nach Beschluss des Lehrerkollegiums weder den Anforderungen auf schulischem Gebiet gewachsen, noch in der Einstellung zum Internatsleben weiter eines Stipendiums würdig sei. Die Mutter müsse daher den monatlichen Mindestsatz von 190 Mark ohne Zuschuss seitens der Schule bezahlen oder das Kind bis zum Jahresende von der Schule nehmen. Erla ist erschüttert. Sie reagiert entrüstet und erklärt sich in einem Schreiben an die Schule über die Plötzlichkeit dieser Entscheidung »befremdet«. Sie wisse ja, dass ihre Tochter ein schwieriges Kind sei, dennoch habe sie den Eindruck, dass sie sich in Salem »in ihren Grenzen erfreulich entwickelt« und auch charakterlich Fortschritte gemacht habe. »Man hätte mir doch vielleicht von

der drohenden schwerwiegenden Maßnahme vorher Mitteilung machen und Erika eine Warnung erteilen können.« Sie habe nicht die geringste Ausbildungsmöglichkeit für ihre Tochter vorbereitet und könne deshalb dieser überraschenden Maßnahme kein Verständnis entgegenbringen. Gemessen daran, dass Erla mehrere Kinder als Stipendiaten an der Internatsschule hat, ist der Ton der sonst so sanften Frau erstaunlich forsch. Erikas Großmutter Johanna interveniert ebenfalls, dieses Mal vergeblich, doch sie bleibt höflich und bedankt sich für die gute Zeit, die ihre Enkelin auf dem Internat verbracht habe.

Erika geht unterdessen nichts ahnend und doch wohl unheilschwanger allein auf Spaziergänge durch die bezaubernde Herbstlandschaft. Diese kleinen einsamen Wanderungen in der Umgebung des Internats sind eine Entdeckung für sie. Sie kann ihren Gedanken nachhängen und ungestört weinen, wenn ihr danach ist. Das Gras ist feucht und mitunter schießt ein Hase davon, wenn sie in seine Nähe kommt. In der Ferne steht ein Rudel Rehe und sieht verdutzt in ihre Richtung. »Mir fiel immer wieder ein«, schreibt sie der Mutter melancholisch, »wie ich mit Vatchen auf der Jagd war, einmal auf der Hasenpirsch in Topol'Yianky und einmal auf Hirschjagd auf Ivanov Salaš. Da war's genauso und auch etwas kühl. Aber bei der Hasenpirsch war danach ein herrliches Essen im Schloss, das war herrlich. Vatchen und lauter Herren und ich als einzige »Dame« [elfjährig], aber sie behandelten mich alle danach. Und als wir ganz spätnachts noch heimkamen, warst du noch auf und alles war gemütlich und schön. Ach Gott, jetzt muss ich schleunigst weggehen.« Verzweifelt unterbricht sie ihre Epistel an die Mutter. Im Klassenaufsatz entscheidet sie sich dafür, die Worte von Goethes Götze in Beziehung zur Gegenwart zu setzen: »Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Tore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List und der Edle wird in ihre Netze fallen.« Sie findet es ulkig, dass genau das Thema, das sie dieser

Tage so sehr beschäftigt, Aufsatzthema ist. Trotz ihrer Einsamkeit, denn mit ihrer Busenfreundin Nanne steht sie momentan überhaupt nicht gut, sei sie zumindest an diesem Abend glücklich, teilt sie ihrer Mutter mit: »Es kommt vielleicht von Vatchens Briefen, ich lese sie zurzeit sehr viel und merke immer mehr, wie viel sie bedeuten, mir und überhaupt im Allgemeinen.« Hanns, der Edle, sie, die Betrogene mit dem geschlossenen Herzen.

Alles erinnert sie in diesen Tagen an früher und an ihren Vater, ja, selbst der Zahnarzt – das Zahnziehen war, Gott sei Dank, gar nicht so schrecklich! –, selbst der kannte und schätzte ihn und erst vor ein paar Tagen sprach sie der Latein- und Griechischlehrer an, ein ehemaliger Klassenkamerad von Hanns, der große Hochachtung für ihn hegt. Sie berichtet ihrer Mutter aufgeregt, dass sie neulich einem Herrn K. begegnet sei, der gesagt habe, »er sei bei dem Reichstagsprozess, oder wie es heißt, dabei gewesen (als Zuhörer), da wären Vati und noch ein Offizier in den Prozess verwickelt gewesen. Dann schimpfte K. auf die »Lumpen« (aber auf die heutigen!)«. Worum es genau geht, versteht Erika noch nicht, aber das üble Zetern des Alt-Nazis befremdet sie. Was tut es ihr aber gut, freundliche Dinge über ihren Vater zu hören! Jede Information, die ihrer Identitätsfindung dienen könnte, saugt sie auf, sie fühlt sich geehrt, sie fühlt sich berührt, sie träumt.

Ob ihre Erinnerungen an den Vater wohl so intensiv sind, weil es Herbst ist, fragt sie sich. Sie sehnt sich danach, den Tag selbst einteilen zu können und nicht immer nach der Uhr sehen zu müssen – ein fataler Wunsch, den sie sich später ausgiebig erfüllen wird. Das straffe Korsett der Schulordnung beengt sie, zumal sie es von zu Hause gewohnt ist, ihren Ideen und Vorstellungen freien Lauf zu lassen. Auf ihren nächsten Brief an die Mutter klebt sie ein ausgeschnittenes Foto. Darauf ist sie zu sehen, wie sie sich entspannt in einer Hängematte streckt. Das Foto wurde in der Slowakei aufgenommen. Sie strahlt in die Kamera und ihr wohlgeformtes Gesicht lässt da-

raufschließen, wie zufrieden sie damals war. Heute klagt sie, dass sie erst in den frühen Morgenstunden einschläft, und sie fühlt sich »durchgedreht«; manchmal fürchtet sie gar, verrückt zu werden. Wenn irgend möglich, legt sie sich nachmittags gelegentlich aufs Ohr, um Kräfte zu sammeln. Irgendetwas ist in der Schule vorgefallen, aber was, will sie ihrer Mutter nicht verraten. Diese rügt sie nun auch noch, weil sie sich über ein Mädchen aufgeregt und sich bei einem Jungen über diese Klassenkameradin beschwert hatte. Sie dürfe nicht schlecht über andere sprechen, so Erlas Ansage, deren moralischer Anspruch die Tochter maßlos irritiert: »Du hast mir so viele Fragen aus meinem letzten Brief gar nicht beantwortet«, beklagt sie sich postwendend. »Du bist nur auf das Eine eingegangen und ich hetze nicht ... Das weiß ich schon, dass das nicht schön war, es kam eben so. Na, ich will das ganze Zeug als abgetan betrachten, wenn ich dran denk, kommt's mir sowieso hoch und es hat mir einen ziemlichen Schock in meinen Idealen gegeben.« Ja, Eris jugendlicher Idealismus ist schwer angeschlagen.

Der eigentliche »Schock«, gerade mal zwei Jahre nach dem Tod ihres Vaters, steht derweil noch aus. Als ihr ihre Mutter endlich mitteilt, dass sie nach den Weihnachtsferien nicht mehr nach Salem zurückkehren kann, verliert Eri abermals den Boden unter den Füßen. »Es ist alles aus«, sagt Erika und benutzt dabei unbewusst fast denselben Wortlaut wie ihr Vater in seinem Abschiedsbrief: »Das Spiel geht nun zu Ende.« Sie ist aber imstande, ihre Gefühlslage gut zu beschreiben: Entweder sei sie ganz empört oder ganz leer, sagt sie, und sie werde wohl nie wieder jemanden richtig gernhaben können. Sie freue sich nun auf rein gar nichts mehr, erklärt sie ihrer ratlosen Mutter, nur noch vielleicht auf Weihnachten. »Trotzdem ist die Adventszeit die schönste Zeit hier in Salem und wohl auch die Zeit, an die ich mich später am liebsten werde erinnern. Aber die Adventszeit war hier auch meine traurigste Zeit.«

Unkraut vergeht nicht

»Wie froh wäre ich, wenn ich nimmer leben müsste und Ruhe hätte. Wahrhaftig, es tut mir so schrecklich leid, dass ich euch nur Kummer und Enttäuschung, aber keine Freude bereite. Bin selbst vielleicht am unglücklichsten drüber. Aber ich bin nun mal eine Missgeburt, zu nichts selbst fähig, kann nichts leisten. Erwarte nichts von mir. Alle haben was von mir erwartet, aber es ist nichts da. Darum hat es auch keinen Sinn, wenn ihr dauernd euer Geld und Hoffnungen auf mich setzt. Setzt alles auf die anderen Geschwister. Dümmer bin ich wohl nicht als sie, aber ich werde mit nichts fertig und kann das Leben nicht meistern.« Dieser Hilferuf an die Mutter kommt aus Freiburg im Breisgau. Seit einigen Wochen ist Erika bei ihrer Großmutter. Sie lernt Schreibmaschine schreiben und stenographieren, aber es macht ihr keine Freude. Die Mutter ihres Vaters versucht streng zu sein und ist doch immer wieder inkonsequent – eine weitere Erziehungsberechtigte, die dem Teenager nicht gewachsen ist. Die beiden geraten häufig aneinander und Eri benimmt sich gegenüber der alten Dame alles andere als vorbildlich. Sie rebelliert, weil sie zutiefst verzweifelt ist. Die Feststellung, sie könne das Leben nicht meistern, gleicht einer tragischen Selbsterkenntnis und Vorsehung. Damals hätte man das Unglück durch psychologische Behandlung vermutlich noch abwenden können. Doch der passende Zeitpunkt wurde verpasst.

Erika findet ihre Großmutter kleinlich und spießig. »Die

hält es ja sogar für geschmacklos, dass Leute trotz des Elends und der Not ringsherum Fasching feiern!« Dabei sehnt Eri sich so sehr danach, mal wieder ein bisschen Spaß zu haben. In den bescheidenen Zimmern fühlt sie sich beengt. Immer bei den alten Leuten in der Stube hocken und deren langweiligem Geschwätz folgen zu müssen, das ist nichts für sie. Am meisten jedoch leidet sie unter ihren starken Emotionen, die kein Gegenüber finden, ja wahrscheinlich noch nie eines hatten. Oder hat sie eine Entsprechung in ihrem Vater gehabt und sie mit ihm unwiederbringlich verloren?

Großtante Jula, Erlas großbürgerliche Tante, kommt gelegentlich zu Besuch und übt mit Erika Klavier oder begleitet sie beim Gesang. Manchmal empfindet die Halbwaise dabei Momente von Glück und Leichtigkeit. Sie darf ab und zu ins Kino oder ins Konzert gehen, was für sie ebenfalls eine wunderbare Abwechslung ist. Johanna hat nach dem Tod ihres Sohnes ihr eigenes Päckchen an Kummer zu tragen und sich vermutlich stärker als zuvor am Glauben festgehalten. Sie ist allerdings sehr großzügig und ermöglicht Eri nun sogar eine Schneiderlehre, damit sie sich schicke Kleider nähen kann. Dass sie sich dem Geschmack ihrer Großmutter nicht mehr länger beugen muss, findet Eri prima. Die von Johanna verabscheuten Ringelsöckchen jedenfalls hat sie schon durchgesetzt. So kleinbürgerlich, wie Erika es bei ihrer Großmutter empfindet, ist es in Wirklichkeit gar nicht, im Gegenteil, Johanna hat ein treffsicheres Stilempfinden und verbreitet eine künstlerische Atmosphäre. Sie sitzt häufig an ihrer Staffelei und alles duftet nach Farbe.

Nach Eris Ansicht ist aber nichts los hier, gähnende Leere, reizlose Umgebung. Sie liegt abends stundenlang wach und kann nicht einschlafen, dieses Hämmern im Kopf und diffuse Gedanken quälen sie und »dann kommt immer wieder dieses Gelächter hoch oder ich heul, bis ich nimmer kann, oder ich denk mir schöne Sachen aus«. Sie habe Heimweh nach der Mutter, schreibt sie dieser und fleht sie an, so rasch wie

möglich zu ihr zu kommen, denn nur sie könne sie aus dem schwarzen Loch herausholen. Und dann sagt Eri etwas, was möglicherweise entscheidend für die fast symbiotische Mutter-Kind-Beziehung sein wird: »Nur noch du hältst mich zurück.«

Erlas tröstende Worte und die neuen Stiefel von der Großmutter, die sich Erika mit Nachdruck gewünscht hat, richten sie wieder ein wenig auf. Doch ihre Verzweiflung will nicht weichen: »Ach Muttchen. Jetzt möchte ich endlich mal ohne Lasten sein. Es liegt ja auch an mir, ich weiß, aber mal endlich ohne Kummer sein, hätte ich schon verdient, bestimmt«, sagt sie und unterschreibt ihren Brief mit »deine kaputte Eri«.

Auch Erla hat große Sorgen: Zwar sind außer den beiden Jüngsten, Malte und Andrea, nun alle Kinder aus dem Haus und im Internat gut untergebracht, aber der Schlässelehre schafft zu viel Arbeit und wirft zu wenig ab. Erla will verkaufen. Viel schwieriger zu lösen scheinen ihr hingegen die Probleme mit ihrer Ältesten. Warum gerade ihr Erile so schwermütig ist und sich immerzu vom Pech verfolgt fühlt, versteht sie nicht. Was soll nur aus ihr werden? Eines ist klar: Eri darf auf keinen Fall auf den Hof zurück. Erla konsultiert also die Verwandten und die Freunde ihres Mannes, um eine geeignete Aufgabe für ihre Tochter zu finden.

Belgrad ist im Gespräch, da arbeitet zurzeit Onkel Adolf als Wasserbauer und Eri beginnt sich innerlich und amtlich auf diese Reise vorzubereiten. Die Aussicht, der großmütterlichen Enge zu entfliehen, gibt ihr neuen Mut. Ins Ausland, weit weg, das hat sie sich schon lange gewünscht! Sie denkt viel an die Zeit in Salem und sehnt sich nach dem festen Rahmen, den das Internat ihr geboten hat. Bei ihrem Weggang hatte ihre Klassenlehrerin dringend geraten, Eri solle einstweilen stark strukturiert leben. Unterdessen zieht es Eri aber in die Ferne, sie fände es auch interessant, mal einige Zeit in einer Familie in England zu arbeiten. Eris alte Klasse ist gerade im Allgäu, auf diese Skireise hat sie sich so gefreut, stattdessen hockt sie

nun hier in der Provinz und grämt sich. Dieser ganze Schreibmaschinen- und Stenokram ist nichts für sie, sie ist fortwährend in Unruhe, kann und will nicht still sitzen. Die Ausbildung zur Innenarchitektin oder Modedesignerin – beides interessiert sie – kommt deshalb auch nicht in Frage.

Zwei Monate vergehen und noch immer gibt es keine Klarheit darüber, was Eri in Zukunft machen soll, auch das Verhältnis zur Großmutter hat sich nicht gebessert, die beiden entfremden sich weiter. »Ich halt's bald wirklich nimmer aus in dieser selbstgefälligen, selbstzufriedenen Spießbürgeratmosphäre«, beklagt Eri sich abermals bei der Mutter. Besonders regt sie sich darüber auf, dass Johanna sich so verstelle; sobald Besuch komme, fange die doch glatt mit Tischgebeten an und behaupte, sie hielte stets die Fastenzeiten ein. »Nichts ist echt«, schimpft Erika und entschuldigt sich zugleich bei der Mutter, dass sie sich aufs Neue ihr gegenüber auslasse. Sie wisse ja, dass die Großmutter nur helfen wolle und es gut meine. Aber warum sie auch immerzu an ihrer Figur mäkeln müsse ... Erika braucht keine Tischgebete, sondern emotionale Zuwendung gepaart mit einer konsequenten pädagogischen Anleitung.

Der Aufenthalt in der Kleinstadt hat auch positive Seiten: Erika wird selbständiger und ist entschlossen, ihr eigenes Geld zu verdienen, um unabhängig zu werden. In Vaters wärmenden Anorak gehüllt, beginnt sie, Freiburg zu erforschen. In einer Drogerie spricht man sie mit »gnädige Frau« an, was sie »zum Schießen« komisch findet. Zufällig begegnet sie einem alten Schulfreund, der ihr bewundernd sagt, sie sei nach dem Tod ihres Vaters doch die einzige Stütze für Erla gewesen. »Stimmt das denn???,« fragt sie ihre Mutter, nicht geringfügig beeindruckt von dieser Bemerkung. Eigentlich kann sie sich daran nicht so genau erinnern, doch dass das wohl so gewesen sein muss, verankert sich in ihrem Bewusstsein. Wieder beschwert sie sich, dass ihre Mutter in einem so kühlen Ton an sie schreibe, sodass ihr nach der Lektüre der Briefe oft »merk-

würdig zumute« sei. Ungeliebt, wie sie sich fühlt, bestellt sie Bücher und andere Dinge von zu Hause, darunter die »Hakenkreuz-Kette«, die über ihrem Bett hängt. Was hat sie mit dieser Kette wohl gemacht? Im März 1950 begegnet sie dem Mann von Großmutter's Ärztin, einem Professor der Medizin: »Er kennt Vati gut und mochte ihn so gerne und war auch in der SA. Deshalb hatten sie ihn abgesetzt, aber nun darf er, Gott sei Dank, wieder seine Praxis führen. Er ist schon älter, aber derart nett, dass mir das den ganzen Tag richtig aufgeholfen hat.« Was haben all diese Freunde ihres Vaters Glück gehabt, die ungestraft davongekommen sind! Warum hat er sich ausgeliefert, die anderen haben es doch auch nicht getan? Hat er sich schuldiger als sie gemacht oder ist er, wie Erla sagt, unschuldig gehenkt worden, ja was denn nun? Diese und andere Fragen beschäftigen sie in jenen Tagen, wenn auch überwiegend unbewusst.

Die alten Nazi-Verbindungen sind es schließlich, die Eri nach ihrem fast fünfmonatigen Aufenthalt in Freiburg einen Ortswechsel ermöglichen. In Rastatt bei Karlsruhe wohnt der alte Onkel Breuer. Ausgerechnet Rastatt, wo Hanns Ludin nach dem Ulmer Reichswehrprozess in Festungshaft saß! Breuer ist ein ehemaliger Offizier und Bewunderer von Hanns Ludin und hatte in den 1930er Jahren auch irgendetwas mit dem Rennverein in Baden-Baden zu tun. Er fühlt sich den Ludins verbunden und nimmt Erika bei sich auf. Die Zugreise nach Rastatt ist aufregend, denn der noch alles andere als welt-erfahrene Teenager lernt einen gut aussehenden Mann kennen, der im selben Abteil sitzt und sie nach Baden-Baden einlädt. »Natürlich kriegte er ein Abfuhrle, aber jetzt sag mir, Mumm«, fragt sie ihre engste Vertraute, »ob nur unanständige Männer Mädchen anquatschen oder ob das manchmal auch anständige tun. Der sah wirklich anständig aus und sympathisch und war bestimmt ein Akademiker! Hat Vatchen so was nie getan?«, fragt sie naiv. Eri ahnt nicht, dass sie einen wunden Punkt bei Erla berührt – und auf diese Frage natürlich

keine Antwort bekommen wird. Hanns wird immer mehr zur Identifikationsfigur für Eri – was hat er wie gemacht, wie muss ich es machen? Gleichzeitig ahnt sie, dass eine anständige Fassade nicht unbedingt bedeutet, dass jemand auch anständig ist, der Schein kann trügen.

Onkel Breuer ist nach einem Unfall gehbehindert und Eri soll ihm zusätzlich zu seiner Haushälterin behilflich sein. Sie bietet an zu kochen und denkt sich jeden Tag ein neues Menü aus. Ihr fällt auf, wie sehr die Leute in der Nachbarschaft, vor allem die kleinen Beamten, Breuer verehren. Außerdem bekommt er öfter Besuch von »seinen Freunden aus der Lagerzeit und dann werden die Nazis gelobt und die anderen beschimpft!«. Sie versteht diesen Satz an ihre Mutter mit einem Ausrufezeichen, Ausdruck einer gewissen Empörung – die Haltung dieser Leute ist ihr nicht ganz geheuer. Es wirkt so, als habe die Familie Ludin mit solchen Menschen nicht das Geringste gemein; die Vorstellung, dass »die anderen« die Nazis sind, hat sie bereits verinnerlicht.

Im Juni wäre ihr Vater fünfundvierzig Jahre alt geworden, aber Eri schafft es nicht rechtzeitig, ihrer Mutter zu diesem Anlass zu schreiben: »Aber gedacht hab' ich an dem Tag die ganze Zeit an dich und das Vatchen.« Die Aufgaben im Haus des alten Herrn muntern Eri ein wenig auf. Sie macht neue Bekanntschaften und geht mit einem Jungen aus. Beim Abendbrot trinken die beiden lustig miteinander plaudernd einige Kognaks, anschließend tanzt sie sogar mit ihm. Der Alkohol steigt ihr rasch zu Kopf. Der Junge stellt sie seinen Klassenkameraden vor und sie kann mit Erzählungen über Salem auftrumpfen: »Dieser Name tut hier Wunder.« Als Breuers Haushälterin in Urlaub geht, übernimmt Eri deren Pflichten: Sie räumt auf, macht das Bett, wäscht und rasiert den Alten und leert seinen Nachttopf – »Man hat wenigstens 'ne Beschäftigung, wenn sie auch nicht meinen Idealen entspricht.« Was das Essen angeht, so ist Breuer allerdings ein verwöhnter alter Knabe, sie muss sich also bemühen, immer wieder andere Ge-

richte auf den Tisch zu bringen. Das gelingt ihr offenbar ganz gut und Onkel Breuer führt sie zur Belohnung ins Lokal Adler aus. Dort sind alle besonders nett zu ihr, weil sie die Tochter von Hanns Ludin – und der Wirt ein alter SA-Mann – ist.

Nach zwei Monaten Rastatt darf Erika erst einmal wieder heim an Mutters Herd und Ferien machen. Das genießt sie von Herzen, doch die Landwirtschaft und die jüngeren Geschwister gehen ihr ziemlich auf die Nerven. Da sie in Rastatt ja so viel gearbeitet hat, gönnt sie es sich, morgens lange auszuschlafen, und erbittet sich von der Familie, nicht gestört zu werden. Man respektiert das, »Schonung« ist angesagt. Schonung ist damals auch ein anderes Wort für die weibliche Regel, die Eri wie eine Grippe behandelt: Wer Schonung hat, bedarf der Schonung. Am Bodensee trifft sie alte Schulfreunde, darunter Nanne, badet und zeltet mit ihnen und vergnügt sich nach Lust und Laune. Die Zeit scheint den Schmerz zu lindern. Eris Handschrift wird immer gleichmäßiger und hat schon fast ihre spätere schwungvolle Eleganz erreicht. Auch die äußeren Anzeichen der mysteriösen Krankheit oder Störung verschwinden: Sie wird immer hübscher, denn sie verliert stetig an Gewicht; aus dem Pummelchen wird allmählich eine bildhübsche junge Frau. Dennoch sieht sie auf Fotos aus diesen Tagen für ihr Alter viel zu ernst aus, manchmal blickt sie regelrecht düster und verschlossen drein.

Mit dem trauten Heim im Kreis der Geschwister ist es endgültig vorbei, als Eri kurz vor ihrem siebzehnten Geburtstag in die Harburger Berge bei Hamburg zieht. Dort lebt Hans S. mit seiner Familie. S. war der SA 1933 beigetreten und ein Jahr später, gerade erst zwanzig Jahre alt, SA-Führer geworden. Schon bald avancierte er zum Adjutanten von Hanns Ludin bei der SA-Gruppe Südwest. Nach einem Autounfall musste ihm ein Bein amputiert werden, und obwohl seine Vorgesetzten ihn deshalb als »Nachwuchsführer« für untauglich hielten, protegierte Ludin ihn und nahm ihn 1941 gemeinsam mit Hans Gmelin nach Pressburg mit. Als Attaché an der Deutschen

Gesandtschaft spielte er weiter keine bedeutende Rolle. Nach dem Krieg war S. in Kriegsgefangenschaft, wurde aber wegen seiner Beinamputation im Mai 1947 frühzeitig entlassen. »Ich scheine das dicke Ende in politischer Beziehung hinter mir zu haben, bin jedenfalls bisher völlig ungeschoren geblieben«, schrieb er seinem Kameraden Hanns im Oktober desselben Jahres in die Haft nach Bratislava. Er teilt die gleichen Grundeinstellungen zum Leben und die gleichen Werte mit seinem ehemaligen Chef, der ihm noch kurz vor seinem Tod das Du angeboten hat und sich ihm mit seinen Sorgen um die Familie anvertraute. S. versicherte ihm per Brief, man habe Anlass, »sehr froh zu sein, wenn man seine Familie auf dem Lande und ernährungsmäßig gesichert weiß«. Alles andere unterliege nicht mehr ihrer Verantwortung und man könne nur hoffen, dass »die deutsche Entartung ins Maßlose« ein geschichtlich einmaliges Ereignis gewesen sei und keine menschlich zwangsläufige Folge des Besitzes von Macht. Denn sonst würden die Auspizien noch trüber, als sie es ohnehin schon seien. In den Hamburger Bergen eröffnete S. einen Betrieb für pharmazeutische Produkte. Hier soll Eri nun mithelfen und bei ihm und seiner Familie ein neues Zuhause finden. Für den verehrten Kameraden Ludin ist S. bereit, alles zu tun, was dessen Frau entlasten kann. Er hat sein Ehrenwort gegeben. Das zählte damals noch etwas.

Erika ist von den neuen Lebensperspektiven durchaus angetan, das Abenteuer verheißt Ablenkung. Zu Hause auf dem Schloßlehof hat sie einen riesigen Koffer gepackt und im Oktober 1950 beginnt die große Reise in den Norden. Zunächst geht es per Auto und Zug nach Tübingen. Dort nimmt sie die Ehefrau von Hans Gmelin in Empfang. Ihre vier Kinder warten vor dem Bahnhof, Herta und ihre Schwester hocken in einem Wägelchen, das Frau Gmelin hinter sich herzieht. Von der Kleinen ist Eri besonders angetan, denn diese, so schreibt sie nach Hause, »besitzt ja eine direkt hinreißende und berückende Fröhlichkeit«. Eri speist mit der Familie Gmelin zu

Mittag. Zum anschließenden Kaffee gesellt sich ein Herr Todenhöfer, der Eri am folgenden Tag im Wagen nach Frankfurt mitnehmen soll. »Er war früher beim Auswärtigen Amt und ist ein alter Nazi, zwar sehr vorsichtig, aber das glaubte ich doch zu merken«, berichtet Eri ihrer Mutter aufgeregt über ihre neue Bekanntschaft. Es handelt sich um Gerhard Kreuzwendedich Todenhöfer. Dieser war während seiner Studienzeit ein radikaler NS-Studentenführer in Marburg gewesen und ging im Anschluss an seine Promotion nach Berlin, »wo sich der frisch gekürte Legationsrat im Auswärtigen Amt zum stellvertretenden Leiter der Abteilung D III für »Judenangelegenheiten« hocharbeitete, bevor er spätestens 1943 als Verbindungsoffizier von Propagandaminister Goebbels zu General Schörner an die Front ging«, so der Kommunikationswissenschaftler und Journalist Lutz Hachmeister. Todenhöfer habe sich durch besondere Radikalität ausgezeichnet, was sogar »in manchen NS-Kreisen auf Kritik stieß«, sagt Hachmeister. Goebbels schätzte ihn sehr und ließ sich von ihm nicht nur regelmäßig über die Lage im Ausland Bericht erstatten, sondern traf sich auch privat mit ihm, wie in den Goebbels-Tagebüchern nachzulesen ist.

Frau Gmelin verwöhnt Eri, spendiert ihr einen Haarschnitt beim Friseur und führt sie abends in den neuen Kinofilm von Helmut Käutner aus – »Epilog« heißt er und Eri findet die schauspielerischen Leistungen »kolossal«. Am nächsten Morgen holt Todenhöfer Eri in einem für sie höchst beeindruckenden Mercedes-Benz ab und nimmt sie in die Mainmetropole mit.

In Frankfurt angekommen wartet Eri im Wagen, während ihr »Chauffeur« in einem Haus drei Herren abholt. Als diese auf die Straße treten, springt Frau Todenhöfer aus dem Wagen und ruft zur Begrüßung erfreut: »Horrido!« Eri beobachtet, wie die Männer sich vor dem Wagen unterhalten und immer wieder zu ihr hinüberblicken. Schließlich bitten sie sie heraus und stellen sich vor: »Ah, eine kleine Ludin«, sagt der eine und be-

grüßt sie herzlich. Alle drei Herren geben sich als gute Bekannte von Hanns Ludin zu erkennen – sie hätten ihn oft im Hause in Pressburg besucht. »Das waren wildfremde Leute und trotzdem kamen sie mir schnell wie alte Bekannte vor«, erzählt Eri anschließend ihrer Mutter. Sie ist von der plötzlichen Aufmerksamkeit, die ihr entgegengebracht wird, überwältigt. Die Herren führen sie mittags in das noch heute bekannte Lokal Savarin gegenüber dem Frankfurter Schauspielhaus aus. Eri platzt fast vor Lachen, als die Kellner sie fortwährend mit »gnädige Frau« ansprechen. Auch sonst platzt sie fast, denn das Essen ist köstlich und üppig, gekrönt von Kognak und Mokka mit Schlagsahne. Macht ja nichts, sie hat doch schon so viel abgenommen und man gönnt sich ja sonst nichts. Die Kellner bedienen dezent und flink und Eris Gastgeber, die sich ihr Leben im Nachkriegsdeutschland wieder fein eingerichtet haben, gerieren sich ihr gegenüber als rechte Kavaliere. Es schmeichelt, so umgarnt zu werden. Einer der Männer, die sie anschließend im Volkswagen auf der langen Weiterreise mitnehmen, ist der damals einundvierzigjährige Dr. W. M. Dieser hatte, nun ja, natürlich, Karriere in der SA gemacht und war von 1940 bis 1941 Propagandaexperte an der Deutschen Gesandtschaft in Pressburg gewesen. Der gefällt Eri besonders, er ist ein »Pfundskerl«, sagt sie.

F. H., ein weiterer von Eris neuen Bekannten, der ihrem Eindruck nach in Berlin »enorme Geschäfte« zu machen scheint, reist ebenfalls mit. Er bietet Eri finanzielle Hilfe an, damit sie ihr Abitur nachholen könne, das lehnt sie indes dankend ab. Sonst wäre sie ja »immer von ihm abhängig und so sympathisch war er mir nicht«. Mit den beiden Männern geht es nun durch den Westerwald und das Siebengebirge Richtung Essen. Auf dem Weg machen sie Rast in Eppstein und nehmen bei W. M.s Eltern Kaffee und Kuchen ein. Später wird noch einmal gevespert, immer auf Kosten der Herren, die beteuern, welche schöne Stunden sie im Ludin'schen Haus verbracht hätten und welche Ehre es ihnen folglich sei, Eri jetzt einzuladen.

In Essen nächtigt Eri beim Ehepaar M. und am nächsten Tag steigt sie in den Zug nach Hamburg. W. M. telegraphiert seinem alten Kameraden Hans S. ihre Ankunftszeit und so kommt sie dank der alten Freunde ihres Vaters von Tübingen über Frankfurt und Essen wohlbehalten im Hause S. in Hamburg an.

Eri hat hier ihr eigenes Zimmer und kann eines der beiden Bäder benutzen, in dem es zu ihrem Entzücken immer fließend warmes Wasser gibt. Außerdem ist das ganze Haus zentral beheizt! Das Beste aber für die junge Frau, die sich so nach Kultur sehnt, ist die Bibliothek. Hier stehen Werke von Hesse, Hemingway und anderen Autoren und sie freut sich auf eine herrliche Lesezeit. Allerdings hat sie auch einiges zu tun: Nach dem Frühstück muss sie die beiden älteren Jungen versorgen und anschließend in der pharmazeutischen Firma von S. Briefumschläge mit Prospekten adressieren, die an Apotheken und Ärzte verschickt werden, bis zu 250 Kuverts pro Vormittag. Auch nachmittags muss sie hie und da in der Poststelle aushelfen, schwere Arbeiten im Haushalt hat sie aber nicht zu verrichten, denn es gibt zwei Angestellte, die sich ums Waschen, Abwaschen und Putzen kümmern. Hamburg, wohin Eri ab und zu fährt, um ins Konzert, Theater oder Kino zu gehen, ist für sie die erste Großstadt und noch dazu eine mit Flair. Ja, sie empfindet die Hansestadt als »lebendige, geschmackvolle und großzügig angelegte Weltstadt« – genau das Richtige für sie. Die Alster, die Mönckebergstraße und der Jungfernstieg, welche Pracht und diese schönen Geschäfte! Natürlich sind die vom Krieg zerstörten Gebäude noch nicht alle wiederhergestellt, wie etwa das Opernhaus, in dem sie den »Wildschütz« hört. Sie saugt die vielen Eindrücke auf und verspürt eine neue Unabhängigkeit, nicht zuletzt, weil sie im Betrieb von S. auch ihr eigenes Geld verdient, zwar nur 26,50 DM, aber immerhin.

Es gibt auch erste Verehrer, die ihr den Hof machen und sie zum Tanz ausführen. Zum Glück sind es keine Schnösel, son-

dern recht nette Kerle. Eri ist so beschäftigt, dass sie ihrer Mutter nicht mehr so regelmäßig schreibt. Weiterhin ist sie oft matt und erschöpft, aber bei Onkel S. und seiner Frau fühlt sie sich aufgehoben, sie sind wie Ersatzeltern für sie: »Sie sind ja wirklich ganz rührend, als ob ich ihre eigene Tochter wäre.« Sie kann hier sogar gut schlafen und erkennt, dass Schlaf »meistens die beste Medizin gegen »Nerven« und Unlust etc.« ist. Allerdings kommt sie morgens nicht aus den Federn. Trotz allem plagt sie Heimweh, der Hamburger Regen und Nebel machen ihr zu schaffen und nichts täte sie lieber, als ihrer Mutter endlich mal wieder einen Kuss zu geben.

In der Firma von S. hilft Eri jetzt regelmäßig in der Poststelle aus, bis zu neun Stunden am Tag, das empfindet sie vor allem der Eintönigkeit wegen als sehr anstrengend. Schon nach wenigen Wochen fühlt sie sich nicht mehr genügend herausgefordert und im Prinzip möchte sie im neuen Jahr an einem Ort sein, an dem sie wirklich etwas lernen kann. Aber was nur? Sie verschlingt ein Buch nach dem anderen, vor allem Hemingways »Fiesta« und »Wem die Stunde schlägt« fesseln sie sehr. Bald ist Weihnachten, das sie erstmals nicht daheim verbringen wird. Weil ihre Gastfamilie so ungeheuer unmusikalisch ist, lässt sie die bloße Vorstellung von den schrägen Tönen unter dem Weihnachtsbaum zusammenschrecken. Was kann dagegen ihre Mutter schmettern, wenn's zu »Oh, du fröhliche« kommt! Eri rät Erla dringend, den Geschwistern möglichst viel Musik zu bieten, denn dann hätten sie später etwas, »was man ihnen schwerlich nehmen kann«, etwas, was ihr Leben bereichere. Die Erinnerungen an frühere Zeiten tauchen bei vielen Gelegenheiten auf und so bittet sie, ihre Mutter möge ihr das SA-Album schicken, damit sie es »Onkel Hans«, ihrem Ersatzvater, den sie in Briefen und im Tagebuch nun immer mit »O. H.« abkürzt, zeigen könne. »Was war denn eigentlich Vatchens Lieblingswein?«, fragt sie, die sich neuerdings auch gelegentlich schon mal ein Gläschen gönnt. »Oh, ich hab oft so schrecklich Heimweh nach ihm und dann merk

ich immer doppelt, was du doch für eine einzigartige Pfundsfrau bist. Dabei bin ich immer so schrecklich zu dir. Na, ja.« Sie ist schrecklich zu Erla, weil sie nach Grenzen sucht, doch weder Mutter noch Tochter sind sich dessen bewusst. Eris Bruder Tilman tanzt der Alleinerziehenden auch schon ordentlich auf dem Kopf herum, er ist kaum zu bändigen.

Erika teilt ihrer Mutter mit, sie schreibe sich nun mit »c«, denn das sehe attraktiver aus, nicht so spießig. Sie arbeitet einige Nächte bis zum Morgengrauen durch, um für die ferne Familie Weihnachtsgeschenke zu basteln und zu malen. Den Rest besorgt sie mit ihrem selbst verdienten Geld in Hamburg. Sie ist besonders stolz darauf, dass sie das alles ganz allein geschafft hat. Gemeinsam mit den Mitarbeitern des Betriebs genießt Erica die Weihnachtsfeier bei Kaffee, Kuchen, Schnaps und Zigaretten. Sie raucht schon mal, aber natürlich nur, wenn Onkel oder Tante S. gerade nicht hinsehen. Auf dem Fest muss sie sogar einmal vorsingen, was gut klappt. Jeder Angestellte bekommt von der Firmenleitung Zucker, Wein, Kakao, Rosinen und andere Kleinigkeiten geschenkt. Mehr noch als ihre Kollegen mag Erica aber die Bauern der Umgebung, die tauten zwar nur langsam auf, erzählt sie ihrer Mutter, aber wenn, dann wisse man genau, woran man sei. Es zieht die junge Frau zwar zunehmend in die Großstadt, aber die damals noch ländliche Umgebung von Harburg gefällt ihr gut. Um das Wohnhaus herum gibt es zwei Gärten, in denen außer Gemüse wenig wächst, denn der Boden ist karg. »Hier wimmelt es aber überall von Erikas (Heidekraut)«, meldet sie nicht ohne Ironie nach Hause: »Unkraut vergeht ja bekanntlich nicht, aber Erika ist ja kein Unkraut, sondern eine Blume, die selbst auf diesem ärmlichen Boden gedeiht!!!«

»Sei tapfer und denk an unseren Vater!«

Das erste Weihnachtsfest ohne die Familie ist überstanden. Erica hat sich mit Fotos, den Geschenken, die sie bekommen hat, und ihren Erinnerungen über die Tage hinweggetröstet. Onkel Hans ist rührend um sie besorgt und nimmt sie Anfang des Jahres nach Hamburg in die Berufsberatung mit. Sie ist mittlerweile entschlossen, als Fotografin zu arbeiten, ihre Mutter allerdings findet, dass eine Lehre als Buchhändlerin geeigneter sei. Der Onkel spendiert Erica einen Haarschnitt bei einem der teuersten Friseure Hamburgs am feinen Jungfernstieg, 1,50 Mark kostet der Schnitt ohne Waschen. Als sie einige Wochen später das Angebot erhält, in einem Atelier in der Hamburger Innenstadt eine Lehrstelle als Fotolaborantin anzutreten, nimmt sie an.

Durch die Gastfamilie kommt Eri mit den Wohlhabenden der Hansestadt in Kontakt und, da sie ihrem Stand als Gesandtentochter gemäß gekleidet sein will, misst sie ihrer Garderobe eine noch größere Bedeutung zu als zuvor. Sie kauft sich von ihrem gesparten Geld einen »entzückenden Anorak, einfach goldig«, und Wäsche aus Perlon. Perlon ist gerade auf den Markt gekommen und gilt als der letzte Schrei. Eri hat einen treffsicheren Geschmack und versteht es, sich mit einfachen Mitteln adrett zu kleiden. Der Kummerspeck der vergangenen Jahre ist langsam, aber sicher von ihr abgefallen, sie ist schlank und rank. Onkel Hans ist entzückt. Eines Tages bringt ein Bekannter des Hauses einige junge Ärzte mit und freilich

wird die kleine Ludin in die gesellige Runde gebeten. Anwesend ist auch der Mediziner Curd, der zwölf Jahre älter als sie ist und sofort Gefallen an dem hübschen, temperamentvollen und sehr weiblichen Wesen findet. Es wird fleißig getrunken und Eri zieht mondän an einer Zigarette.

In der Faschingszeit verausgabt sie sich ein wenig und ist peinlich berührt, dass ihre Mutter davon erfahren hat: »Wie kommt ihr eigentlich drauf, ich sei an Fasnacht so unsolide gewesen, ich hab doch davon gar nichts geschrieben«, fragt sie empört. Im Kino läuft Hildegard Knefs Kassenschlager »Die Sünderin«, in dem die Knef – man staune! – ein bisschen nackte Haut zeigt. Eri ist von dem Film allerdings nicht begeistert.

Mit ihren Pflegeeltern gibt es Krach, denn sie hat nicht mit ihnen darüber gesprochen, dass sie plant, in ein Jugendwohnheim zu ziehen, um näher bei ihrer künftigen Ausbildungsstätte zu wohnen. Mit Charme und Entschlossenheit boxt sie dieses Vorhaben durch. Sie erreicht sogar, dass ihre Mutter sie vor dem Arbeitsantritt noch besucht: »Du brauchst durchaus nicht zu meinen«, formuliert sie forsch und vorwurfsvoll, »sie könnten dich zu Hause die paar vierzehn Tage nicht entbehren; und wenn die Kinder unglücklich sind, dann werde ich auftreten und behaupten, dass ich jetzt auch mal das Recht habe, dich so kurze Zeit [...] zu genießen, nachdem ich dich ein halbes Jahr lang nicht gesehen habe! Jawohl!« Was bleibt Erla also anderes übrig, als die beschwerliche Reise in den Norden anzutreten? »Wenn du kommst, musst du dich allerdings auf täglich nicht nur einen Kuss von mir seelisch vorbereiten!«, warnt Eri vorsorglich.

Im April 1951 zieht Erica in die Grillparzerstraße nach Hamburg. Das Jugendheim, in dem sie unterkommt, wird von der Inneren Mission, einer Initiative der Evangelischen Kirche, geleitet und beherbergt junge Frauen aus minderbemittelten oder sozial schwierigen Familien. Eri teilt das Zimmer mit fünf anderen Mädchen. Das Schicksal ihrer Bettnachbarin berührt sie: Giselas Vater war Jurist und Regierungsrat in Berlin

und wurde, wie Eri Erla sogleich mitteilt, »von den Russen verschleppt (da Nazi) und ist im Internierungslager Sachsenhausen an Hunger gestorben. Ihre Mutter ist aus lauter Kummer darüber geisteskrank geworden und ist in Berlin in einer Irrenanstalt.« Die arme Gisela habe nur noch ihre Großmutter und sei ganz allein auf dieser Welt. Wie einsam sie selbst sich fühlt, erwähnt Eri nicht, gemessen an Giselas Geschichte ist der eigene Kummer wahrlich von geringer Bedeutung: »Du Muttmchen, es geht mit uns bestimmt immer wieder gut weiter, es findet sich immer wieder ein Ausweg.« Das »Scheiß-Kotz-Saugeld« macht ihr jedoch große Sorgen. Ihr chronischer Geldmangel steht allerdings im Widerspruch zu ihrer hübschen Aufmachung, immer sieht Eri gut gekleidet aus, selbst wenn sie zum Essen kaum noch einen Pfennig übrig hat. Sie ist in letzter Zeit ein bisschen zu verschwenderisch gewesen und hat für den gesamten Monat nur noch vier Mark zum Leben übrig. Sie bittet daher Erla, ihr vorzeitig den monatlichen Zuschuss zu schicken.

Sie arbeitet nebenbei nach wie vor für O. H.s Firma und beschriftet Briefumschläge, einen Pfennig pro Kuvert bringt ihr das ein. Oft macht sie das nachts, wenn sie sowieso nicht schlafen kann, zum Ärger ihrer Mitbewohnerinnen, die sich durch das Licht gestört fühlen. Manchmal schreibt sie dann fast zweihundert Adressen, so lange, bis sie wirklich nicht mehr kann und über ihrer Arbeit einschläft. Morgens kommt sie entsprechend schlecht aus dem Bett und ihre Zimmergenossinnen müssen sie schütteln, damit sie endlich wach wird. Sie ist dann oft sehr ungehalten. Theda, die auch in Eris Zimmer wohnt, stammt wie sie aus besseren Verhältnissen, ist dem strengen väterlichen Haus aber entflohen. Die beiden Außenseiterinnen verbünden sich und werden enge Freundinnen. Eri hört viel Radio, das Gerät hat Erla ihr nun endlich doch zur Verfügung gestellt. Theda übernimmt mitunter so manche Heimpflicht für ihre Freundin, die diese – wie auch schon in Salem – auf Kosten der anderen vernachlässigt.

Allerdings ist sie auch nie zu den Mahlzeiten anwesend, weil sie den ganzen Tag im Fotolabor arbeitet.

»Sie war immer gehetzt, angespannt und angestrengt«, sagt Theda heute. Hervorragend amüsieren konnte man sich mit ihr, doch vor ihren Launen und emotionalen Ausbrüchen war man nie sicher. Auf ihrem Nachttisch habe sie Fotos von der Familie aufgestellt, darunter ein Bild, auf dem ihr Vater am Bahnsteig Abschied von Erla und seinen Kindern nimmt. »Um sie war immer eine Wand«, so Theda, »nie habe ich sie nach dem Vater auf diesen Bildern gefragt, das tat man damals einfach nicht und sie selbst hat auch kein Wort darüber verloren.«

Die beiden Freundinnen gehen zweimal wöchentlich abends in die Singakademie und proben die »Missa Solemnis« von Beethoven. Der Professor ist von Eris Stimme begeistert. Eigentlich geht es ihr ziemlich gut, sie schreibt ihrer Mutter sogar, sie fühle sich »prachtvoll«, doch es scheint, als dürfe es nicht so sein. Inständig hofft sie, ihrer meist müden, vermutlich auch latent depressiven Mutter möge es genauso gut gehen wie ihr. Sie ermahnt sie streng, sich zu schonen, gegenüber anderen solle sie aber skrupellos sein, insbesondere, wenn es um den anstehenden Verkauf des Schloßlehofs gehe. Skrupellos, das sei bei einer wie Erla »immer noch nicht unkorrekt«, meint sie. Wie eine Geschäftsfrau sagt die Achtzehnjährige: »Wir müssen hinter allem, worauf wir noch irgendwie Anrecht haben, hinterher sein, wie hinterm Deibel. Es ist ja wurscht, was die anderen denken, sie denken sowieso meist nur an sich. Sei nur auf deinen eigenen Vorteil bedacht, Mummie, sonst mußt du dir später den Vorwurf machen, zu weich gewesen zu sein.« Sucht sie in ihrer viel zu nachgiebigen Mutter die konsequenten, entscheidungsfreudigen Eigenschaften des Vaters oder meint sie in einer Art Überidentifikation gar unbewusst, diese Fähigkeiten selbst haben zu müssen, um ihrer geliebten Mutter stellvertretend unter die Arme greifen zu können? Der Hofverkauf und die ungewisse Zukunft der Familie machen ihr zu schaffen, da sie aus der Ferne keinerlei Einfluss auf die Entwicklung hat. Wenn der Hof

weg ist, »hat man eigentlich gar keine Heimat mehr. An was soll ich denn dann denken? Mais, pas important«, schiebt sie diese Bedenken beiseite.

Der Mai ist nun endlich da. O. H., 1951 erst Mitte dreißig, entführt seine Pflgetochter Erica und macht einen Ausflug mit ihr ins »Alte Land« an der Elbe, wo die Apfel- und Birnenbäume blühen. Gemeinsam schreiben die beiden eine gut gelaunte Postkarte an Erla, das heißt, er diktiert ihr: »Ich bin jetzt immer so gehetzt!!! Die Augen fallen mir zu vor Müdigkeit und die Füße tun mir weh vom vielen Laufen. Schick mir bitte dringend Vespa und Einzelzimmer.« Er selbst unterzeichnet die gemeinsame Karte mit »Pflegevater der leidgeprüften Eri«. Diese geizt nicht mit ihren Reizen und versteht sich darauf, durch Flirten möglichst viel Aufmerksamkeit zu bekommen – und sich selbst euphorische Gefühle sowie Einfluss auf Menschen zu verschaffen. Wo immer sie jetzt bei den Freunden ihrer Eltern eingeladen ist, sind die Herren von ihr angetan. Natürlich ist sie ganz unschuldig. Sie ist nicht berechnend oder »ehrgeizig« hinter Kontakten her, vielmehr inszeniert sie Situationen, die sie als Mädchen erlebt hat: vom stolzen Vater nachts aus dem Bettchen geholt, um seinen Gästen präsentiert zu werden, oder als elfjähriges Prinzesschen unter seinen Jagdfreunden, von allen mit einem gönnerhaften Schmunkeln hofiert. Die männliche Zuwendung hebt ihr angeschlagenes Selbstwertgefühl. Ihre Verehrer interessiert natürlich nicht die Bohne, ob dieses entzückende Geschöpf das Abitur gemacht hat, sie sind lediglich von diesem gewissen Schillern ihrer Persönlichkeit angezogen. Dass hinter der Maske ein sehr unsicheres und zerbrechliches Kindsfräulein steckt, erkennen sie nicht.

Eri belastet es sehr, dass sie keinen Schulabschluss hat. Während ihre alte Klasse in Salem kurz vor dem Abitur steht, kämpft sie um die Anerkennung ihrer Außenwelt; wie hätte ihr Vater auf ihre Entwicklung reagiert? Hatte er ihr nicht vorausgesagt: »Du wirst todsicher später all das bitter bereuen,

was du auf der Schule versäumt hast zu lernen«? Sie tröstet sich mit dem Gedanken, bald und sogar noch vor allen anderen ehemaligen Klassenkameraden eine abgeschlossene Berufsausbildung zu haben. Die Lehre in der Fotowerkstatt bringt ihr Freude und sie bemüht sich, so weit ihre Kräfte reichen. Ihre Chefin sieht der nicht einfachen Auszubildenden einiges nach, vermutlich erkennt sie, dass sie begabt ist. Über die Alt-Salemer-Vereinigung hält Eri Kontakt zu ihrer alten Schule und zu den dazugehörigen gesellschaftlichen Kreisen in Hamburg, die ihr schon allein wegen des kultivierten Lebensstils und des gehobeneren Bildungsstandes sehr wichtig sind.

Erica kauft sich vom Ersparten einen »entzückenden, weißen Modell-Sommerschuh«. Das können sich in der ersten Hälfte der 1950er Jahre nur wenige leisten – und sie nutzt jede Gelegenheit, ihre auffallend schönen Beine zu zeigen. In den Ferien reist sie nach Hause auf den Hof und trinkt sich satt an saurer Milch. Wenn Erla ihren Obstmürbeteigkuchen bäckt, ist sie im siebten Himmel. Dennoch ist sie der verehrten Mama gegenüber oft unbeherrscht und ungezogen. Ihren Verbalatacken wird wenig entgegengesetzt. Natürlich meine sie das alles gar nicht böse, es rutsche ihr eben so heraus und hinterher tue es ihr furchtbar leid. Aus der Ferne fällt es ihr viel leichter, lieb und fürsorglich zu sein. »So richtig schlecht ist es uns doch nie gegangen, finde ich, im Gegenteil. Höchstens dir, aber du bist ja phantastisch. Ich bin jetzt immer so dankbar, dass es dich gibt, du einmalige Frau!«, tröstet sie ihre Mutter und schreibt: »Du Armes, wenn ich dir nur was abnehmen könnte!« Sie wünscht ihr jemanden, »der die Sorgen mit dir teilte, sie dir abnähme und positiv für dich arbeitete, auf den du dich immer hundertprozentig verlassen könntest«. Wenn nur sie selbst diese Rolle inne hätte! Unbewusst projiziert sie zugleich die eigenen Wünsche auf die Mutter: Wie schön wäre es, wenn jemand ihr ihre Sorgen abnähme. Gelegentlich erlaubt sie sich noch einen »Jammerbrief«: »Die Kinder sollen ruhig mal wissen, dass es mir vielleicht doch nicht so benei-

denswert geht, wie sie vielleicht annehmen. « Sie beteuert jedoch, dass es für Besorgnis keinen Anlass gebe, »weil mir diese ganzen Sachen sozusagen nichts mehr ausmachen, ich hab jetzt einen gewissen Abstand oder so zu den Dingen gewonnen oder was es ist. Jedenfalls habe ich's so als dazugehörend in mich aufgenommen.« Diese gewissen Dinge oder das, was sie nun als Teil ihrer selbst in sich aufgenommen haben will, benennt sie nicht, sie sagt nur, das »Damit-fertig-Werden« strengt sie ungemein an. Es gibt etwas in ihrer Seele, das sie nicht verarbeiten kann, und es macht sie meist so müde, dass sie ungeachtet ihrer Jugend nach Ruhe und Entspannung lechzt; es sei denn, sie übertüncht dieses permanente Gefühl der Überforderung mit Aktionismus und Partystimmung.

Eri liebt französische Filme, und wann immer und wo sie nur kann, geht sie ins Kino und träumt anschließend davon, ihre Lehre später in Frankreich fortzusetzen. Morgens steht sie um kurz nach sechs Uhr auf und arbeitet den ganzen Tag. Sie schafft monatlich inzwischen fast zweitausend Briefumschläge für O. H., außerdem erledigt sie gelegentlich fotografische Privat-aufträge, die ihr zusätzlich ein paar Mark einbringen. Curd, der Arzt, führt sie ins Konzert aus. Joseph Keilberth, seit kurzem Leiter der Hamburger Philharmonie, dirigiert Bach und Paul Hindemith. Die Werke des Bratschisten und Komponisten galten unter den Nationalsozialisten als »entartete« Kunst – Goebels beschimpfte ihn als »atonalen Geräuschemacher« –, weshalb Hindemith 1938 emigrierte. Eri ist von der Darbietung hingerissen. Mutig geht sie nach der Vorstellung hinter die Bühne, um Keilberth von ihrer Mutter zu grüßen. Erla hat ihr das zwar nicht aufgetragen, aber Eri weiß, dass der aus der Oberpfalz stammende Dirigent, als er ab 1940 die Deutsche Philharmonie in Prag leitete, gelegentlich bei ihrem Vater zu Gast in Pressburg gewesen ist. Keilberth nimmt die Grüße freundlich entgegen und erwidert sie, er muss jedoch sofort wieder auf die Bühne zurück, denn im Publikum tost der Applaus.

Fast ein ganzes Jahr lebt Erica im christlichen Jugendwohnheim, dann bekommt sie abermals ein neues Zuhause: Peter Sauerbruch und seine Frau Annie-Marie bieten ihr Anfang 1952 gegen einen kleinen Obolus ein Zimmer in ihrem gerade bezogenen Haus in Rissen an. Sauerbruch war zum Zeitpunkt des Attentats auf Hitler am 20. Juli 1944 Oberstleutnant im Generalstab einer Division im Osten und stammte aus demselben Regiment wie Graf Stauffenberg. Nach dem Anschlag wurde Sauerbruch verhaftet, man konnte ihm eine Beteiligung am militärischen Widerstand jedoch nicht nachweisen, weshalb er wieder freikam. Nach Kriegsende war er einige Zeit in amerikanischer Kriegsgefangenschaft und zeitweilig zusammen mit Hanns Ludin in Natternberg inhaftiert. Dort hatte mein Großvater ihn gebeten, sich um seine geliebte Familie zu kümmern, denn er rechnete nicht mehr damit, jemals wieder nach Hause zu kommen. Sauerbruch nimmt seinen Auftrag ernst, auch er ist zutiefst angetan von Hanns, der »die Aura eines zuverlässigen Mannes hatte«.

In seinem Haus in Rissen erhält Eri das hübsche kleine Mansardenzimmer. Es hat einen Ofen und fließend Wasser und sie darf eines der Badezimmer im Haus mitbenutzen. Solch eine Ausstattung ist so kurz nach dem Krieg noch nahezu Luxus. Hier steht sogar ein Sofa und Eri hat bereits geplant, wie sie es sich mit Erla »urgemütlich« machen wird, wenn diese zu Besuch kommt. »Du siehst, wie gut ich lebe!«, schreibt sie zum Schloßlehof. »Alles dir zu verdanken und Großmutter. Ach ja, und noch mehr Leuten, aber vor allem dir. Ohne dich wär' sowieso alles nichts, überhaupt nichts.«

Eri hat in Peter Sauerbruch ein neues Vorbild gefunden. Sie mag ihn und er mag sie, »obwohl er meine Fehler genau kennt und sie, wenn's nötig ist, auch rügt, worüber ich auch nur froh bin«. Seine Frau Anne-Marie wird ihr eine neue Freundin, die beiden verstehen sich gut und unterstützen sich gegenseitig, denn Peter ist geschäftlich oft auf Reisen und seine Frau mit den Kindern viel allein. Der Stil im Sauerbruch'schen Hause

wird fortan ganz zu Ericas Maßstab und sie geht damit bald ihren Geschwistern auf die Nerven, weil sie ihnen ohne Wenn und Aber genau diesen Geschmack oktroyieren will. Eri schreibt ihnen manchmal und ermahnt vor allem die aufmüpfigen Brüder streng, der Mutter wo nur möglich behilflich zu sein und sich anständig zu benehmen. Besonders beschäftigt sie zur Zeit Barbels Zukunft, denn diese ist mittlerweile siebzehn Jahre alt und immer noch zu Hause! Eine gewisse Eifersucht darüber, dass ihre jüngere Schwester der Mutter so nahe sein kann, ist nicht zu überhören. Ihre Ratschläge zeugen zugleich von einiger praktischer Lebenserfahrung: Eri möchte, dass Barbel zu ihr nach Hamburg kommt, damit sie sich frei entwickeln und etwas leisten könne. »Die Einzige, die zu bedauern wäre, wärest du«, sagt sie ihrer Mutter unverblümt, »dann hättest du zwei Kinder so weit weg. Für uns ist es nur zu gut, wenn wir's hart haben.« Immer wieder erwähnt sie, man ginge in der Familie zu weich miteinander um. Aus ihrer Sicht ist sie selbst durch die schwerste aller Schulen gegangen – als Erste weg von zu Hause, fern der lieben Mutter, und dazu mehrere, nicht einfache Stationen bis zur gegenwärtigen Ausbildung. »Härte gegen sich selbst«, das war doch ein Postulat ihres Vaters. Noch Jahrzehnte später wird sie immer wieder auf ihre schwere Kindheit zu sprechen kommen, wobei ihre Schilderungen oft übertrieben wirken. Vielleicht beschreibt sie nur Nebenschauplätze, um sich abzulenken.

Trotz aller Selbständigkeit in Hamburg kann sie ohne Erla nicht auskommen – sie bittet aufs Neue um Besuch, denn wenn die Mutter käme, könnte diese ihr ein »bissle beistehen, meine Sachen in Ordnung zu bringen«. Ordnung ist nicht ihre Sache, auch das Ehepaar Sauerbruch verzweifelt mitunter an ihrem Chaos und fordert spätestens, wenn Gäste kommen, sie möge ihr Zimmer aufräumen.

Im Sommer endlich entscheidet Erla, ihre Älteste in Hamburg zu besuchen: Eris wiederholte »Enttäuschungsgedanken« haben zeitweilig ein Ende. Auf dem Hof will die Tochter

ihren Urlaub nicht verbringen: »Du weißt ja, wie's ist. Wenn ich bei euch bin, dann reg' ich mich über alles auf, weißte, wenn die Kleinen nicht parieren und's unordentlich ist – und dann bin ich unausstehlich und nicht nett zu euch und ihr leidet darunter und mich macht's auch kaputt und das ist dann eben keine Erholung.« Erholung hat die junge Lehrlingsdame wirklich nötig, denn in der Fotowerkstatt wird wie überall in Deutschland in diesen Aufbaujahren geschuftet. »Zweifellos arbeiten nirgends Menschen so hart und so lang wie in Deutschland«, hat Hannah Arendt nach einem »Besuch in Deutschland« 1950 geschrieben. »Es ist eine wohlbekannte Tatsache, dass die Deutschen seit Generationen ins Arbeiten vernarrt sind [...]. Die alte Tugend, unabhängig von den Arbeitsbedingungen ein möglichst vortreffliches Endprodukt zu erzielen, hat einem blinden Zwang Platz gemacht, dauernd beschäftigt zu sein, einem gierigen Verlangen, den ganzen Tag pausenlos an etwas zu hantieren. Beobachtet man die Deutschen, wie sie geschäftig durch die Ruinen ihrer tausendjährigen Geschichte stolpern und für die zerstörten Wahrzeichen ein Achselzucken übrig haben oder wie sie es einem verübeln, wenn man sie an die Schreckenstaten erinnert, welche die ganze übrige Welt nicht loslassen, dann begreift man, dass die Geschäftigkeit ihre Hauptwaffe bei der Abwehr der Wirklichkeit geworden ist. Und man möchte aufschreien: Aber das ist doch alles nicht wirklich – wirklich sind die Ruinen; wirklich ist das vergangene Grauen; wirklich sind die Toten, die ihr vergessen habt.«

Eri hat inzwischen ganze 180 Mark für die geplante Reise mit ihrer Mutter gespart, »davon können wir beide herrlich gedeihen!«, schreibt sie stolz und bittet, Erla möge für den Urlaub eine angemessene Garderobe einpacken, darunter die weiße Kostümjacke für die See, denn sie wolle sie am Timmendorfer Strand gediegen ausführen. Sie organisiert alles, als bereite sie ein Schäferstündchen mit einem Geliebten vor. Während Erla die Erwartung einer so intensiven Zeit mit ihrer an-

spruchsvollen Tochter nur mäßig Freude bereitet, legen es einige darauf an, mit der attraktiven jungen Frau zusammen zu sein. In Hamburg leben auch der Bruder von O. H. und dessen Frau, Eri geht bei ihnen ebenfalls ein und aus. Als seine Ange- traute einige Zeit verreist ist, lädt er sich die kleine Dame mit der Kamera ein, um sich, so Eri noch etwas scherzhaft, »seine Strohwitwertage nett zu machen!«. Die beiden nehmen ein ge- pflegtes Dinner ein, trinken Cocktails, besuchen ein Kabarett in Hamburg und sitzen anschließend stundenlang fröhlich plaudernd bei Himbeergeist und der 5. Symphonie von Beetho- ven beieinander, bis es kurz vor zwei am Morgen ist. »Am näch- sten Tag hatte ich etwas 'nen ›Moralischen‹, aber es war sehr, sehr nett. Ja, ja, la vie«, resümiert Eri altklug. Allerdings scheint sie diese harmlose Begebenheit doch in starke Konflikte gebracht zu haben – weinend erzählt sie ihrem neuen Ziehvater Peter von den Annäherungsversuchen, weil sie nicht weiß, wie sie damit fertig werden soll. Peter schreibt voller Verantwortung einen scharfen Brief an die Familie S., der vorübergehend für große Unruhe und einige Spannungen sorgt – auch die Frau von S. scheint über das Verhalten ihres Mannes recht erbost und ist auf Eri zeitweilig wohl nicht gut zu sprechen. Den freundschaft- lichen Beziehungen zwischen den Familien hat dieser Zwi- schenfall allerdings keinen Abbruch getan, denn es lässt sich rasch aufklären, dass hier wohl »ein Missverständnis« vorge- legen habe.

Zu diesem Zeitpunkt ist Eri schon an Curd interessiert, der ihr unmissverständlich den Hof macht und noch leidenschaft- licher fotografiert als sie. Zunächst erhört Erica jedoch Sven. Dem Schweden begegnet sie auf einer der immer häufiger werdenden Partys, auf denen sie sich trotz Überarbeitung glänzend amüsiert. Nach all den Jahren der Entbehrungen fei- ern Eris Freunde voller Ausgelassenheit – an Zigaretten und Alkohol herrscht kein Mangel. In ihrem von so manchen Freundinnen und Kolleginnen bewunderten Mansardenzim- mer finden gemütliche und heitere Feste statt, die sie als

talentierte Gastgeberin kurzerhand aus dem Nichts improvi- siert. Jeder der Geladenen bringt etwas mit und so gibt es genug Stoff für ausgedehnte Zusammenkünfte. Nicht selten räumen ihre Freunde im Morgengrauen für sie auf: »Ich stand nur da und ›ordnete an‹«, sagt sie nicht ohne Stolz ob der auf- opfernden Hingabe ihrer Freunde. Ja, delegieren, das konnte sie schon damals gut, eine Eigenschaft, die in späteren Jahren herrische Züge annehmen wird. An Wochenenden gibt es am Tag nach dem Fest den obligatorischen »Katerbummel«.

Manchmal übertreibt Eri es mit dem Feiern etwas, weil sie das Gefühl von Unbeschwertheit so verführerisch findet. Mit dem Ergebnis, dass sie morgens nicht zur Arbeit geht. Wenn sie sich elend fühlt, kümmern sich die Sauerbruchs oder Freunde um sie, »rührend und rücksichtsvoll«, wie sie findet, besonders gern aber ruft sie Curd, der dann medizinisch nach dem Rechten sieht. Peter, der Hausherr, ist davon nicht son- derlich erbaut (»Wir haben doch einen eigenen, guten Allge- meinarzt!«), schließlich hat er ja die Fürsorgepflicht für die noch nicht Volljährige. Seine Frau achtet aber darauf, dass diese privaten »Arztbesuche« sittlich verlaufen. Die fünfziger Jahre, das waren eben noch andere Zeiten. Peter versucht Eri klarzumachen, dass sie durch zu häufiges Fehlen ihre Lehr- stelle aufs Spiel setze, und das würde ihre Mutter »zutiefst ver- letzen«. Um Eri von Curd abzulenken und auf andere Gedan- ken zu bringen, nimmt das Ehepaar sie mit in die Kunsthalle und fördert damit ihren ungewöhnlich ausgeprägten Sinn für alles Ästhetische. Die Ausstellung »Von Poussin bis Ingres« ge- fällt Eri jedoch nicht: »Weiße, viele riesige, alte (kitschige) Schinken aus dem Louvre; ich mag diese Epoche in der fran- zösischen Kunst nicht sehr.«

Ihre Arbeit und die Zeit mit der Clique füllen sie ganz und gar aus. Ihr geht es so gut, dass sie sich ängstigt »vor eventuell eintretenden Pechzeiten. Die doch auf diese schönen Zeiten hin einfach kommen müssten«. Allen Beteuerungen zum Trotz wird auch Eri den Eindruck nicht los, dass es ihrer Toch-

ter nicht wirklich gut geht: »Ich muss immer an dich denken und käme so gerne.«

Sven lädt seine neue Freundin zu einer Veranstaltung der »Moralischen Aufrüstung« ein, einer geistigen Bewegung, deren Mitglied er ist. Sie wurde von dem amerikanischen Pastor Frank Buchman in den 1920er Jahren in Oxford initiiert, expandierte während des Zweiten Weltkriegs in den USA und nahm nach dem Krieg ihre Arbeit auch in Deutschland auf, wo sie sich Anfang der fünfziger Jahre für eine Verbesserung der Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland engagiert. »Das war sehr interessant«, erzählt Eri ihrer Mutter, »mit vielen Ausländern et cetera, aber komischerweise haben mich diese Probleme nicht sonderlich berührt, was ich eigentlich erwartet habe.« Das Ehepaar S. will Eris Flamme kennenlernen und bittet Sven zum Abendessen nach Harburg. Eri lädt Curd gleich mit dazu: »So hatte ich die zwei mal zusammen, aber klarer wurde mir's nicht, im Gegenteil. Einmal mag ich den lieber und einmal den und beide sind ganz und gar keine Flirts, deswegen bin ich ja auch so verwirrt«, berichtet sie ihrer Mutter, die sie bei der Qual der Wahl zukünftig häufig zu Rate ziehen wird. Eri ist zwar erst neunzehn Jahre alt und genießt ihre neue Freiheit, gleichwohl ist sie gelegentlich zu einer für ihr Alter sehr reifen Selbsterkenntnis fähig: »Einerseits ist das Leben enorm interessant, vor allem, wenn's einem so gut geht wie mir. Aber ich glaub, ich muss aufpassen, dass ich nicht anfange, leichtsinnig zu werden und zu spielen. Vatis Brief ist mir zurzeit so viel wie noch nie. Ich verstehe ihn jetzt auch so sehr viel mehr, und zwar nicht vom Verstand her (wie ich ihn früher – wenn – dann verstanden habe), sondern vom Gefühl aus, d. h. durch Erfahrungen usw.«

Eri bezieht sich auf den ernstesten, langen Brief, den ihr Vater ihr im September 1946 schrieb, als sie gerade ins Internat gekommen ist. Hanns war zu diesem Zeitpunkt mit allen anderen Insassen des Gefangenenlagers von Natternberg im niederbayrischen Landkreis Deggendorf in das nahe gelegene

Plattling verlegt worden. Seine Worte zeugen von tiefer Sorge, aber sie klingen wie eine Predigt der Tugenden, weniger an seine älteste Tochter als an die Öffentlichkeit gerichtet. Nach heutigen Maßstäben wirkt der Ton übertrieben idealistisch, dabei auch streng und der Inhalt des Schreibens entbehrt außer »innigsten Wünschen« jeder zärtlichen oder liebevollen Formulierung. Er rät seiner Tochter, »unbedingt wahrhaftig« zu leben: »Handle in Taten und Worten immer so, dass du Taten und Worte jederzeit vor dir und, wenn es sein muss, vor den Menschen verantworten kannst.« Er mahnt sie, »anständig und nützlich« zu sein und immer daran zu denken, dass der Mensch stets einsam und für die Gestaltung seines Lebens selbst verantwortlich sei. Sie solle Sport treiben und habe als Frau »geradezu die Pflicht, hübsch zu sein« – wobei er vor allem die innere Selbstdisziplin und ein gepflegtes Äußeres meint: »Ein Mädchen, eine Frau, die sich gehen lässt und die der Frau angeborene Zurückhaltung verletzt, verliert unrettbar die Achtung gesund denkender Männer; ob das gerecht oder nicht ist, mag dahingestellt bleiben. Es ist so und danach richte dich.« Wichtig sind ihm auch Höflichkeit aus Herzensgüte und die dauernde Arbeit an sich selbst, was da bedeutet: »Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit, Geduld und Ausdauer, Verschwiegenheit, Selbstbeherrschung und Härte gegen sich selbst, Tätigkeitssinn.« In allen Dingen solle man Maß halten, so der dozierende Vater, ferner gelte es, auf die Gesundheit zu achten, Wissen und Können zu erweitern und seinen Charakter zu festigen. »Für dich und dein Leben, für das, was du aus dir und deinem Leben machst, bist du ganz allein verantwortlich. Wenn es schiefgeht, hast du kein Recht, dich über irgendjemanden und irgendetwas zu beklagen; das ist eine harte, aber klare und notwendige Erkenntnis. Je früher man von ihr durchdrungen ist und entsprechend handelt, desto besser. Deshalb haben diese Ratschläge auch nur bedingten Wert. Du kannst sie befolgen oder auch nicht.« Und er fügt an: »Wahrscheinlich wirst du sie nicht befolgen.« Freilich konnte er nicht voraussehen, wie

Recht er langfristig behalten würde, denn Eri wird an diesem hohen Anspruch scheitern und eher das Gegenteil tun oder gerade das geschehen lassen, wovon er gewarnt hat.

Einstweilen will seine Tochter die Ratschläge aber durchaus befolgen, sie will nach Idealen streben und bittet ihre Mutter, ihr alle Briefe vom »Vati« zuzusenden, um sich intensiv mit seinen Botschaften auseinanderzusetzen. Sie will in seine Sätze schlüpfen, ihn durch und durch verstehen und Rückschlüsse für ihr eigenes Leben daraus ziehen. Aus dem alten Smoking ihres Papas lässt sie sich vom Schneider eine »todschicke, schwarze lange Hose« machen und sie bittet Erla sogar um Teile seiner Diplomatenuniform, damit sie daraus etwas Neues für sich anfertigen und sich von seinen Stoffen umgarnen lassen könne – der Vater soll ihr so nahe wie möglich sein. Ihre Mutter bindet sie in ihre Kleiderfragen intensiv mit ein: »Du Arme, was sollst du nicht alles wissen und wo überall helfen!«, schreibt sie zur Entschuldigung. Erla hat für solche Fragen in dieser Zeit gar keinen Kopf, denn der Schlösslehof ist endlich verkauft und sie ist im Begriff, nach Tübingen zu ziehen. Mit der Hilfe von Hans Gmelin hat sie dort ein kleines Häuschen am Neckar gefunden. Der Umzug findet ausgerechnet am fünften Todestag ihres Mannes, im Dezember 1952, statt.

Die Beziehung mit Sven beginnt zu kriseln, denn es gibt neben Eri noch andere Anwärterinnen auf den attraktiven Kerl. Allerdings stellt Eri fest, dass sie ihm auch nicht gerade treu ist, denn sie bandelt weiter mit ihrem »Hausarzt« an und unterdessen ist bereits der nächste Kandidat aufgetaucht: Lars, Svens Freund. Da Sven ihr offenbar nicht genügend Aufmerksamkeit schenkt, versucht sie ihn zu mobilisieren, indem sie sich auf Feten mit dem denkbar größten Charme anderen jungen Männern zuwendet. Das verärgert so manche ihrer Freundinnen und Erla erschrickt ein wenig, als Eri ihr schreibt, angesichts dieser Eifersüchteleien könne sie sich einer gewissen Schadenfreude nicht erwehren. Mehr noch bekommen

aber die Herren in ihrer Umgebung ihr Fett weg: »Manchmal freu' ich mich direkt, wenn man die Männer unglücklich macht, denn was hat man durch sie, diese Paschas, nicht oft zu leiden!« Unter einem Pascha gelitten hat Eri eigentlich ja noch nicht – woher kommt dieses negative Männerbild? Hat nicht vielmehr ihre Mutter unter den Eskapaden ihres Mannes und einem vermutlich patriarchalen Verhalten gelitten? Mit Sven vereinbart Eri über einer Flasche Wermut, beide wollten nie eifersüchtig sein und sich nie anschwindeln: »Ganz schöne Theorien, was?«, schreibt sie ihrer Mutter selbstironisch, denn sie weiß, wie erfolgreich ihr Freund bei den Frauen ist. Sie selbst sei ja durchaus auch »keine Heilige und so passen wir prima zusammen«. Die Arbeit, die langen durchgeführten Nächte und die aufreibenden Gespräche zehren an ihren Nerven, sie schläft zu wenig, zu schlecht und oft nicht nachts, lieber schon mal am Nachmittag, wenn sich das einrichten lässt. Ihrem kleinen Bruder Malte, gerade zehn Jahre alt, rät sie, sich »gefälligst mal zusammenzureißen«, denn momentan macht er seiner Mutter arge Schwierigkeiten.

Ihre Gastgeber sind länger im Winterurlaub und Eri kann die Einsamkeit im Haus kaum ertragen. Beim Alleinsein kommen ihr ungute Gedanken, sie hält es schlecht mit sich selbst aus. Zum Glück kümmert Onkel Hans sich um sie und die beiden folgen einer Einladung des Schriftstellers Ernst von Salomon. Eri ist begeistert von der freundlichen Art, mit der sie in seinem Haus am See außerhalb Hamburgs aufgenommen wird. Salomon hat zwei Jahre zuvor sein Buch »Der Fragebogen« publiziert, in dem er nicht ganz ohne Häme die vermeintlich fragwürdige Rolle der US-Besatzungsbehörden bei den Entnazifizierungsprozessen untersucht – einer der Bestseller der Nachkriegszeit. Weder für die Amerikaner noch für die meisten anderen Personen in seinem Buch hat der Autor viel übrig. Mit einer Ausnahme: Hanns Ludin. Mit Ludin saß Salomon zusammen in der Lagerhaft. Er mochte Eris Vater nicht nur sehr, sondern respektierte ihn. Er sei ein Mann der *splen-*

did isolation gewesen, jemand, der viel nachdachte und gut zuhören konnte. »Dafür, dass er sein Leben lang Uniform getragen hatte, wirkte er unglaublich zivil«, so Salomon. Er habe unter den Männern die größten handwerklichen Fähigkeiten besessen und »Käschtle«, wie es im Badischen heißt, geschnitzt – Schachbretter, Schachfiguren und Holzköffchen. »Ludin war im Lager weitaus der beliebteste Mann, außerdem machte er seine »Käschtle« wirklich vorbildlich.«

In einer Szene im »Fragebogen« bilden die amerikanischen Besatzer eine Gasse und schicken die Gefangenen hindurch, auf die sie dann mit Gummiknüppeln eindreschen. Ludin läuft nicht durch diese Gasse, sondern er bummelt gleichmütig vor sich hin. Dabei verliert er einen Schuh, und als einer der besonders brutalen Soldaten abermals auf ihn einschlagen will und dabei seinen Knüppel verliert, hebt der ehemalige Gesandte ihn auf und gibt ihn ihm ganz ruhig und unbeirrt zurück: »Ludin, alter braver Ludin. Verstehe einer die Welt! Ludin verstand sie«, so der Schriftsteller. Salomon betrachtete seinen Freund als einen jener überzeugt gebliebenen Nationalsozialisten, in denen viele der vermeintlich unschuldigen Lagerinsassen sofort die Schuldigen ausmachen wollten – was diese Nationalsozialisten »mit einer Gelassenheit entgegenzunehmen schienen, die als nichts anderes denn als Verstocktheit gedeutet hätte werden können, wenn es sich nicht gerade bei ihnen durchweg um sehr intelligente, gebildete und in allen Fragen des Lebens erstaunlich aufgeschlossene Männer gehandelt hätte, denen ein echter Patriotismus nicht abzustreiten war und die jetzt zudem in allen Fragen der Haltung vorbildlich wirkten«. Weil Ludin einen so aufrechten und gradlinigen Eindruck machte, wandten sich offenbar viele Männer um Rat suchend an ihn. Einige junge SS-Soldaten soll er davon überzeugt haben, nicht zu fliehen, sondern sich ihrer Verantwortung zu stellen.

Während der langen Haftzeit hat sich Salomon mit Eris Vater intensiv unterhalten, um seine Motive zu verstehen. Warum

hat Ludin diesen Weg beschritten, warum hat er Hitler unterstützt und ihm bis zum Schluss die Treue gehalten? »Ludin sagte nach einer sehr langen Weile, plötzlich wieder in seinen heimatlichen, badischen Dialekt verfallend: »Weischt«, man kann einmal seinen Eid brechen, ich hab es damals als Reichswehroffizier getan, und es ischt mir schwer genug gefall'n – aber zum zweiten Mal den Eid brechen, das kann man halt nicht.« Salomon spürte, wie durchdrungen dieser Mann war von der Vorstellung, die traditionellen Tugenden in das neue System hinüberzuretten: »Es war also, zynisch ausgedrückt, eine Art Radikal-Liberalismus, der ihn zu handeln bewog, eine geistige Macht, welche, nachdem sie noch so kräftig gewesen war, der Sozialdemokratie das Konzept auszulaugen, nunmehr ihre legitime Nachfolge im Nationalsozialismus fand.« Ludin war davon überzeugt, im Sinne der Deutschen und der Slowaken richtig gehandelt zu haben. Als bekannt wurde, dass die slowakischen Juden nicht ausgesiedelt, sondern umgebracht worden waren, soll er gegenüber Salomon ausgerufen haben: »Das ischt eine bodenlose Sauerei!« Eine Sauerei, für die er mitverantwortlich gewesen ist. Das erinnert an das, was der Publizist Eike Geisel über die deutschen Reaktionen auf die Fernsehserie *Holocaust* geschrieben hat: »[...] da ging ein Aufschrei durch das Land: Dass es so schlimm gewesen sei, davon habe man keine Ahnung gehabt. Die ganze Nation verhielt sich wie Eichmann in Jerusalem, wo er sich erzählen ließ, was er angerichtet hatte.«

Beim besten Willen kann ich mir nicht vorstellen, dass mein Großvater an so hoher Stelle im politischen Getriebe gearbeitet hat, ohne zu wissen, wie Hitler und seine engen Vertrauten ihre Politik praktisch umsetzten. Ich bin davon überzeugt, dass er wusste, wohin die deportierten Juden kamen – nicht in Arbeitslager, wie meine Tanten glauben, sondern in Vernichtungslager. Was hat er denn damit gemeint, als er von der »100 %-igen Lösung der Judenfrage« sprach, wie das in den Aufzeichnungen der Deutschen Gesandtschaft Pressburg von

1942 nachzulesen ist? Sogar 1944 hat er noch davon gesprochen, dass die Judenfrage »auf alle Fälle radikal gelöst« werden müsse. Dass mit »Lösung« das Ende gemeint war, wussten diese Herren doch alle. Sauerbruch, der Weggefährte meines Großvaters im amerikanischen Gefangenenlager, erinnert sich auch noch gut, wie entsetzt Hanns und alle anderen Lagerinsassen sich nach dem Krieg über das ganze bärbarische Ausmaß gezeigt hatten. Er zieht daraus jedoch nicht den Schluss, mein Großvater habe keine Kenntnis von den Verbrechen des Nazi-Regimes gehabt.

Gespräche mit Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten bringen mich immer wieder ins Schleudern, denn naturgemäß argumentiert jeder Mensch nach seiner eigenen persönlichen und politischen Façon und vor dem Hintergrund der eigenen Lebensgeschichte. Fakt bleibt jedoch, dass mein Großvater die Deportationsbefehle unterschrieben hat. Das Bedürfnis einiger meiner Verwandten, diesen letzten Zweifel, ob Hanns an der Ermordung der Juden bewusst beteiligt gewesen ist oder nicht, aufrechtzuerhalten, kann ich nachvollziehen. Ich kann diesen Standpunkt jedoch nicht akzeptieren. In seinem Abschiedsbrief sagt mein Großvater, er sei »weder eines unmenschlichen Gefühls noch einer unmenschlichen Handlung fähig«. Selbst wenn er tatsächlich nicht gewusst hätte, dass die Juden ermordet wurden – ist es nicht zutiefst unmenschlich, Menschen ihres Hab und Guts zu berauben und sie zu deportieren, weil sie Juden sind? Juden waren in den Augen der Nazis eben keine Menschen, deshalb konnten sie auch gar nicht Opfer einer unmenschlichen Handlung werden. Für mich ist allein das schon ein Verbrechen. Damals wie heute. Zu jeder Zeit.

Eri ist natürlich Feuer und Flamme für alles, was ihr der große Schriftsteller über ihren Vater mitteilt. Sie findet es »mordsinteressant. Er erzählte viel. Und sprach phantastisch vom Väterchen. – Denke dir«, schreibt sie ihrer Mutter, »er schenkte mir einen »Fragebogen« und schrieb rein »Für Eri Ludin«, mit dem

innigen Wunsch, ihr alles und noch viel mehr erklärlich zu machen. E. v. S.« Ob ihr der »Fragebogen« wirklich irgendetwas und gar noch viel mehr erklärlich gemacht hat, bleibt fraglich, zumal, wie ein Zeitzeuge sagt, Wahrheit und Dichtung bei diesem Werk nahe beieinanderliegen. Festzuhalten ist zumindest, dass Salomon ähnlich sozialisiert war wie Hanns – beide sahen die Kameradschaft und das Bemühen um Deutschland als hohe Werte an – und noch lange nach dem Krieg gern mit Freunden wie Ernst Jünger und Richard Scheringer Lieder anstimmte, die sie aus der Soldatenzeit kannten. Mit seinem Bestseller hat Salomon die Persönlichkeit von Eris Vater stellvertretend für diese verlorenen Werte dargestellt und ihm ein Denkmal gesetzt. Auch wenn er einen parteiischen Blick und ein verklärtes Bild entworfen hat, so ändert das gewiss nichts daran, dass viele andere Menschen, die Ludin kannten, ihn ebenfalls als »anständigen Mann« wahrgenommen haben.

Von Eri selbst ist im »Fragebogen« nicht explizit die Rede, ihr Bruder allerdings wird erwähnt: Ludin »war nicht sonderlich sentimental, nur einmal hatte er mir Fotos von zu Hause gezeigt, von seiner Frau und seinen sechs Kindern, seinem ältesten Sohn Tilman, den er besonders liebte, wahrscheinlich aus der verrückten Einstellung zum Erbe, das gerade im ältesten Sohn beschlossen liege«. Diese Bevorzugung des jüngeren Bruders muss für Eri und ihre Geschwister schwierig gewesen sein. Sie tröstet sich aber mit den guten Absichten ihres Vaters, seine Nachkommen zu schützen, denn er soll auch gesagt haben: »Und außerdem möchte ich nicht, dass meine Kinder jemals von ihrem Vater sagen können, er habe für seine Sache nicht geradegestanden.«

Draußen schneit es und Eri ist wohligh zumute. In dem reetgedeckten Haus mit den niedrigen Stubendecken, den knarrenden Dielenböden und dem weichen Lampenlicht findet sie es gemütlich. Die Komplimente für ihren Vater sind Streicheleinheiten für sie! Was muss das für ein feiner, was für ein fabelhafter Mensch gewesen sein, ihr Vater! Unfassbar, dass

man gerade ihn als Kriegsverbrecher gehenkt hat! Selbst Salomon schreibt doch, wie verzweifelt er war, als er davon hörte, dass Ludin an die Tschechen ausgeliefert werden sollte: »Ich will nicht, dass sie des Reiches Gesandten in der Slowakei hängen, als wäre er ein gemeiner Verbrecher, und es wird sein, als wäre nichts geschehen!« Eri versteht die Welt nicht mehr. Sie ist von diesen Berichten überwältigt. Doch wie bewertet und verarbeitet ein so junger Mensch diese ungefilterten, einseitigen Informationen über einen geliebten, jahrelang schon toten Vater – ohne historische oder politische Kenntnisse und zudem in einer Zeit, als das ganze Ausmaß der Naziverbrechen noch gar nicht bekannt war und die Menschen in Deutschland jegliche Erinnerung an den Krieg verdrängten und aus dem Gedächtnis löschten?

Erst in den frühen Morgenstunden brechen Eri und Onkel Hans in Richtung Hamburg auf. Das Benzin ist jedoch bald verbraucht, die beiden bleiben liegen und müssen in der Dunkelheit durch den Schneematsch bis zur nächsten Ortschaft wandern, was O. H. wegen seiner Beinprothese schwerfällt. Eri stützt ihn und er ist von dieser Hilfestellung sehr angetan. Bald darauf kommt es zur Trennung, denn die Familie S. wandert nach Südafrika aus, um sich dort eine neue Existenz aufzubauen. Einige Zeit später hat S. seine ehemalige Pflegetochter während einer Europareise auf eine Wochenendtour nach Paris eingeladen und sie ist ganz ohne Argwohn mitgereist. In der französischen Hauptstadt hat er ihr dann eindeutige Avancen gemacht oder, wie jemand kess formulierte: Er hat für Eri seine Beinprothese ablegen wollen. Eri hat das sehr erschüttert: Wie weist man diesen gönnerhaften Freund ihres Vaters, ihren Onkel oder gar Vaterersatz, zurück? Vielleicht war sie auch erschrocken, weil sie es ein wenig herausgefordert hatte, schließlich hatte sie mit O. H. geflirtet. Erla erfährt davon und ist pikiert. Bei Freunden spricht man noch lange darüber, dass dieser Übergriff wohl einigen Schaden bei Eri angerichtet haben könnte.

Im Frühjahr 1953 fühlt Eri sich besonders müde und interpretiert das als Reaktion »auf den ziemlich vitaminarmen (oder besser gesagt unvernünftigen) Winter [...]«. Aber«, beschwichtigt sie ihre Mutter, »mache dir keine Sorgen, ich gehe zurzeit ziemlich »in mich«, ich gehe kaum noch aus. So ging's ja auf die Dauer auch nicht ewig weiter. Das haste nämlich gar nicht erfahren, wie das war. Na, wurscht.« Barbel hat noch immer keine Anstellung gefunden und die Sauerbruchs bieten jetzt an, sie aufzunehmen, doch Erla findet das keine gute Idee, vielleicht schon deshalb, weil sie ihre Zweitgeborene Eri nicht aussetzen will; oder Barbel selbst will das nicht, jedenfalls lehnen die Frauen höflich ab. Eri ist offensichtlich verletzt und schreibt ihrer Mutter: »Du schriebst, wie froh du wärst, wenn sie mal die Möglichkeit hätte, rauszukommen. Wenn sie diese dann aber mal bekommt, dann bist du es, die dagegen ist!« Das Angebot der Sauerbruchs sei doch geradezu ein Himmelswink gewesen, den man nicht einfach zurückweisen könne. »Ich glaube, dass es nichts als Weichheit von dir war. Du nützt uns doch viel mehr mit der umgekehrten Seite.« Gleichzeitig entschuldigt sie sich, dass sie so offen ihre Meinung äußere, aber schließlich sei sie doch die ältere Schwester »mit bitteren Erfahrungen«. Erla solle die Sache nicht allein von dem Standpunkt aus beurteilen, »dass du Barbel weit weg gibst von dir, sondern von dem aus, ob es ihr nützlich ist und ihr voranhilft«. Sie scheint ihre Mutter für wenig lebensstüchtig zu halten, denn sie stellt fest, das Leben müsse man doch »mal anpacken, und möglichst so, wie's ist. So wie bei uns daheim ist es nämlich nicht ganz, finde ich [...]«. Aber Erla solle nicht betrübt über ihren Rat sein, denn »du weißt ja, wie sehr du für uns immer über all diesem stehst«.

Erica vermittelt ihrer Mutter in Tübingen den Studenten Rainer als Untermieter. Der ist auch in sie vernarrt. Obgleich sie ihn sehr intellektuell und »pfundig« findet, ist er ihr zu unscheinbar – und pickelig dazu. Sie fürchtet ein wenig, dass der steife Hamburger aus besserem Hause über Erlas bescheidene

Lebensverhältnisse »entsetzt« sein könnte, aber da sie ihm versichern kann, dass ihre Mutter seinen Lebenswandel gewiss nicht beobachten werde und er für eine Mark gewiss einmal wöchentlich ein Vollbad nehmen dürfe, schämt sie sich nicht, ihm das Zimmer zu vermitteln.

Lars ist jetzt Eris Freund, doch sie flirtet auf Partys weiter mit Sven. Auf einem Fest tanzt sie ausschließlich mit ihm: »Ich hab' mich glänzend amüsiert, hatte die ganze Nacht durch 'nen leichten Schwips ... und war in einer Art 'Trancezustand', ausgelassen und aufgedreht und dabei doch gar nicht richtig dabei. Das kam daher, dass ich schon mit 'nem Schwips ankam.« Sie hatte bereits am frühen Abend angefangen, mit Curd zu bechern. Dieser ist mittlerweile über beide Ohren in Erica verliebt, so sehr, dass sie es kaum glauben kann. In Hamburg liest Thomas Mann, aber Eri sagt die Einladung zu der Lesung ab, weil sie so überarbeitet ist. Sie denkt mit »Wonne und Sehnsuchtsgefühlen« an Erlas herrliches Essen auf dem Hof und kommt in den Genuss eines kurzen Erholungsurlaubs.

Sie hat ihrem Lars von der immer ernster werdenden Beziehung zu dem Arzt gebeichtet und sie fragt ihn jetzt, ob sie ihm, Lars, denn treu bleiben solle. Ihr junger Freund ist von der Idee eines Nebenbuhlers nicht begeistert, jedenfalls entscheidet sich Eri endlich für Curd, der sie schon seit zwei Jahren begehrt. Er nennt sie bald liebevoll neckend seine »Herrin« und sie empfindet die Partnerschaft mit ihm wohltuend als »gleichwertigen Kampf«, weil der weitaus ältere Mann ihr etwas entgegenzusetzen weiß – »denn allen Verehrern, die ich bis jetzt hatte, war ich halt doch irgendwo überlegen, glaub' ich«. Curd sagt, sie habe »Haare auf den Zähnen« und man müsse sie fest an die Kandare nehmen. Eri stellt fest, dass sie »durchaus nicht (immer) die Oberhand« gewinnt, die beiden streiten sich oft. Sie findet Curd ziemlich verwöhnt und will das nicht gelten lassen, weshalb sie ihn nach eigener Einschätzung übermäßig viel rügt. Eigentlich findet sie das scheußlich und sie tut es auch nur mit »blutendem Herzen«, aber nachgeben will sie auch nicht.

Unbewusst will sie sich ihren Partner nach dem unerreichbaren Vorbild ihres Vaters formen, eine Sehnsucht, die naturgemäß scheitern muss und wenigstens den Vorteil hat, dass Hanns stets ihr Ideal bleiben kann. Ihr erfahrener Freund bringt eine Engelsgeduld für sie auf, kümmert sich rührend um sein Prinzesschen und sorgt dafür, dass sie genügend schläft und ausreichend isst. Er legt seinem »kleinen Spatz« ein Rezept hin, in dem er ihr Vorlesen verschreibt – »gegen Schlafmangelsymptome, Gereiztheit und übermäßigen Charme«.

Eines Tages überrascht er sie mit einem nagelneuen Automobil, Marke Volkswagen. Die meisten Haushalte haben noch nicht einmal einen Kühlschrank, geschweige denn einen Fernseher, und man lässt sich von den öffentlichen Verkehrsmitteln befördern, weil es außer Mopeds und Motorrädern kaum private Transportmittel gibt. Ein eigenes Auto ist da freilich eine Sensation. Curd und Eri fahren nun öfter gemeinsam zur Arbeit und sie machen Ausflüge an den Ratzeburger See und an andere schöne Stellen. Sie sprechen über Heirat, aber Eri ermahnt ihre Mutter, niemandem von diesen Plänen zu erzählen. Überhaupt wacht sie eifersüchtig über den intensiven Austausch mit ihrer Mutter: Erla möge ihre Briefe keinesfalls anderen zum Lesen geben, sie solle sie sorgsam beiseitelegen und sich über den Inhalt ausschweigen.

Manchmal besucht das Paar auch die Salomons. Der Schriftsteller, von Eri ebenfalls sehr angezogen, erlaubt ihr, auf seiner Schreibmaschine Briefe zu schreiben. Einige Lektoren seines Verlages sind zu Gast, einer von ihnen ruft Eri gleich am nächsten Morgen an, um sie zum Essen auszuführen, was sie fast angenommen hätte, wäre Curd vor Eifersucht nicht gar so wütend geworden.

Barbel hat endlich einen Ausbildungsplatz als Buchhändlerin gefunden und scheint ihre Freiheit sogleich ein wenig zu sehr auszukosten, denn zu Erlas Leidwesen kommt sie abends oft viel zu spät heim. »Du musst ihr halt immer wieder sagen«, erklärt ihr Eri, »dass je feiner das Mädchen ist, umso zurück-

haltender ist es und umso begehrenswerter ist es für den Mann.« Diese Auffassung entspricht durchaus den Sitten der fünfziger Jahre, nur Eri, keine zwei Jahre älter als ihre Schwester, hält sich an diese Verhaltensregel selbst nie ... Einige Wochen zuvor hat Barbel sie in Hamburg besucht und Erla vermutet, dass die ältere Schwester keinen guten Einfluss auf sie hatte und sich in ihrer Anwesenheit nicht angemessen benahm. Eri kann den subtil formulierten Vorwurf ihrer Mutter überhaupt nicht verstehen, sie und Curd hätten in Anwesenheit vom Barbele doch nun wirklich nichts Unrechtes getan, »höchstens, dass wir mal so aus Scherz so ein bissle geschmust haben an der Ostsee, aber das war wirklich völlig harmlos und alltäglich für sie«. Ihre Schwester Ellen scheint sich in der Schule gehen zu lassen und Eri sagt, ob sie denn nun geruhe, sich »mal endlich auf den Hosenboden zu setzen und zu lernen, mit Verlaub zu fragen«? Ellen gehöre wohl kräftig der Hintern versohlt! Am schlimmsten scheint es Bruder Tilman zu treiben, der sich in Salem alles andere als gut aufführt und zu Erlas größter Betrübnis ein schlechtes Zeugnis nach Hause gebracht hat. Eri, wie immer voller Verantwortungsgefühl, malt sich aus, ihren Bruder zu sich zu holen, sobald sie genügend Geld verdient. »Was meinst du denn, würde Vati dazu sagen?«, schreibt sie ihm erbost. »Du, sein Ältester, auf den er immer so stolz war, von dir dächte er doch bestimmt, dass du Mutchen beistehst [...] Wir Geschwister müssen feste zusammenhalten, denn so ganz leicht haben wir's ja nicht, ohne unseren Vati. Aber am schwersten hat's Mutti und ihr müssen wir deshalb, so viel es geht, helfen. [...] Sei tapfer und denk an unseren Vater«, bittet sie ihn inständig.

Wie eine große schöne Seifenblase

Eine Krankenkasse, eine Krankenkasse muss her. Eri drängt ihre Mutter, sich endlich um eine Versicherung zu kümmern, das sei unerlässlich! Außerdem beginnt sie, sich Gedanken über deren Altersversorgung zu machen, denn Erlas Antrag auf eine Beamtenrente wurde juristisch zurückgewiesen. In der Begründung heißt es, sie habe darauf keinerlei Anspruch, denn ihr Mann sei »ohne entsprechende Vorbildung und ohne sonstige fachliche Voraussetzungen für sein Amt«, ja »ohne untere Besoldungsgrenzen durchlaufen zu haben«, allein wegen seiner Verbindungen zum Nationalsozialismus angestellt und zum Gesandten I. Klasse befördert worden. Ein Beamtenverhältnis des Verstorbenen sei überhaupt nicht begründet, folglich habe auch sie als seine Witwe kein Recht auf Versorgung. Für Erla sind das schlechte Nachrichten, denn sie hat keinerlei Einkommen. Sie erhebt Einspruch gegen diese Entscheidung des Auswärtigen Amtes. Eri berät sich regelmäßig mit den Erwachsenen in ihrer Umgebung, vermittelt Erla Tipps und Adressen von Rechtsanwälten und anderen Beratern. Mitunter scheint sie sich selbst Mut zusprechen zu wollen: »Ach Mummchen, es wird wohl manchmal nicht so leicht werden, denn es ist ja klar, dass wir Kinder (vor allem ich als Älteste) unsere eigenen Pläne, Wünsche und Ansprüche vorläufig in den Hintergrund stellen oder zumindest erheblich herabschrauben. Aber wir werden es ganz bestimmt schaffen. Es wäre ja auch gelacht, denn schließlich sind wir doch alle

sechs gesund und kräftig, wenn auch der eine oder andere sich vorübergehend schonen muss. Und dumm ist auch keiner von uns.«

Hoch oben im Norden träumt sie von einem harmonischen Familienleben in Tübingen, von einer heilen Welt. In ihrer Phantasie, so schreibt sie ihrer Mutter, ginge Barbel bei Sonnenuntergang mit ihrem Herzblatt aus, »Ellen säße traulich bei uns und machte emsig und vertieft Schularbeiten (wie es ihre Pflicht und Schuldigkeit ist, um wie eine ›Erziehungsbe-rechtigte‹ zu reden) und wir beiden stopften, unterhielten uns leis' [...] und genossen ein schönes Fläschle Wein dabei«. Ist Eris Platz wirklich dort an der Seite Erlas, gütig mit ihr über das Wohlergehen der Geschwister wachend? Ihre Mutter sieht das anders. In einem traurigen Brief an ihre Schwiegermutter, in dem sie ihre Einsamkeit und ihren Kummer über den Verlust ihres Lebens beichtet, sagt sie: »Eri wird nun schon zwanzig Jahre, aber sie ist eigentlich trotz ihrer Reife noch ein Kind, das wurde mir wieder sehr bewusst.« Zutreffender hätte sie ihre Tochter nicht beschreiben können, denn dieser Widerspruch zwischen der Reife und dem Kind wird sich nie auflösen – wohl auch, weil sich dieses wechselnde Rollenspiel zwischen Mutter und Tochter, Kindsmutter und Tochtermutter, Partnerersatz, schon damals fest etablierte.

An ihrem Geburtstag im Herbst bekommt Eri von der Großmutter ein neues, großes, gerahmtes Bild von ihrem Vater, das sie auf ihren Schreibtisch postiert. Ihre Gastgeber sind mal wieder auf Reisen und sie ist allein zu Hause. Sie legt sich auf ihr schmales Bett mit dem großblumigen Überwurf und lauscht ergriffen einer Mozart-Symphonie, »die (wie mir zu Ehren) im Radio kam: Einiges Heimweh und Verlassenheit überkamen mich«. Mit ihren Freunden feiert sie anschließend ihr neues Lebensjahr und singt, während sie heiter das Sektglas schwenkt, Willy Schneiders Erfolgsschlager des Jahres: »Man müsste noch mal zwanzig sein und so verliebt wie damals«.

Einer von Curds Patienten ist der Künstler Enrico Mainardi.

Der Cellist, Komponist und Dirigent tritt mit besagtem Keilberth auf und beeindruckt Erica sehr. Curd vermittelt ihr den Auftrag, von dem Musiker Porträtfotos zu machen. »Er ist furchtbar nett und charmant und sieht phantastisch aus! Majestätisch! Weiße, so eine schlohweiße Künstlermähne und große, dunkle, direkt faszinierende Augen«, berichtet die gehrte junge Fotografin. Solche Begegnungen sind Highlights für sie, da ihr der Trott des Alltags so gar nicht schmecken mag. Eris ständige Übermüdung beunruhigt ihren Freund und er versucht, der Sache auf den Grund zu gehen. »Er hat sich noch mal von mir ganz genau meine damalige ›Krankheit‹ erzählen lassen und sagt, das sei von ›Überanstrengung und schlechter Ernährung‹ (dieses in Salem) in der Pubertätszeit gekommen.« Ihre Krankheit setzt sie in Anführungsstriche, weil die Tübinger Ärzte vor fünf Jahren bei den Untersuchungen nichts Aufschlussreiches herausbekommen haben. Sie rätselt weiter, was ihr denn fehlen könne, und siehe da, zum Glück entdeckt Curd, dass sie einen starken Eisenmangel hat. Wahrscheinlich hat er längst verstanden, dass hier psychosomatische Vorgänge im Spiel sind, aber das werde sich mit dem Alter schon legen, meint er. Die Eisentabletten, die er ihr gegen »Anämie und Schwächezustände« verschreibt, wirken erstaunlicherweise Wunder, Eri fühlt sich schon nach wenigen Tagen leistungsfähig, frisch und energisch: »Es ist eigentlich doch toll, wie sehr der Körper in sämtlichen Reaktionen abhängig ist von seinen normalen Funktionen und seiner guten Erhaltung«, stellt sie fest und rät ihrer Mutter, ebenfalls das Mineral einzunehmen, damit sie sich nicht mehr so schlapp fühle. Erla begeht ihren Geburtstag kurz nach ihr, sie wird achtundvierzig Jahre, was damals bereits als fortgeschrittenes Alter gilt, doch Eri meint bewundernd: »Du wirst dabei keineswegs älter, du bleibst ewig jung und schön, fürwahr!«, und fügt rasch hinzu: »Aber deine Töchter reifen heran.« Als sich der nächste Jahrestag der Hinrichtung ihres Vaters nähert, will sie von ihrer Mutter wissen, was sie ihm als junge Ehefrau denn ge-

kocht habe, denn sie wolle ihrem Curd an Weihnachten etwas Schmackhaftes beschenken. Sie verstehe nun immer besser, wie schwer das für Erla alles gewesen sei und wie fabelhaft beherrscht und tapfer sie dennoch stets bleibe. Ewig jung, schön, phantastisch – diese Mutter kann man mit Superlativen gar nicht genügend überhäufen.

Erla hat indes das Gefühl, ihrer Tochter überhaupt nicht genügen zu können. Als sie sie Anfang 1954 in Hamburg kurz besucht, meint sie anschließend, sich dem Kind aus Erschöpfung nicht ausreichend gewidmet zu haben. »Es tut mir so leid, dass ich dir so wenig sein konnte«, entschuldigt sie sich. Curd habe ihr gut gefallen und »ich könnte mir denken, dass ihr gut zusammenpasst. Aber, Liebes, beanspruche ihn nicht zu viel für dich, verkneife dir auch manchmal einen Anruf.« Sie selbst kennt das anspruchsvolle, intensive Wesen ihres Kindes ja besser als jeder andere.

Wenn auch nicht gerade glanzvoll, besteht Eri im März ihre Gesellenprüfung. Das ist natürlich ein Anlass zur Freude, doch sie weiß tagsüber nun nichts mehr mit sich anzufangen, ihre Unruhe wächst wieder ins Unermessliche und sie projiziert ihre Unzufriedenheit auf den angestrengt arbeitenden, ehrgeizigen Curd. Mit ihm zusammen müsse sie stets auf alles verzichten und sitze nun hier im Zimmer herum, beklagt sie sich bei ihrer Mutter. »Der Altersunterschied ist eben doch sehr groß. Ich möchte so gerne mal was vorhaben und er braucht das gar nicht.«

Ihre Zeit in Hamburg geht jedoch rasch zu Ende, denn sie zieht wieder nach Süddeutschland, wo sie sich eine Stelle als Fotografin suchen und ihrer Familie nahe sein will. Ihre Abreise gestaltet sich äußerst hektisch: Sie vergisst in ihrem Zimmer allerhand, Curd muss ihr die Sachen nachsenden, was er getreulich tut. Den persönlichen Besorge- und Nachsendeservice kennt Eri ja schon von Haus aus, sie wird ihn auch in Zukunft allenthalben einfordern. Ein Jahr zuvor haben Curd und sie einander gefunden, nun ist sie plötzlich verschwun-

den und unerreichbar am anderen Ende Deutschlands. Wehmütig schreibt er ihr: »Du hast so einiges mit mir angestellt, mein Liebes«, und unterzeichnet selbstironisch mit »dein Spießbürger«. Bei Erla bittet er bald höflichst um Erlaubnis, mit Eri die geplante Jugoslawienreise antreten zu dürfen, er habe für drei bis vier Wochen achthundert Mark gespart, »außer guter Laune und ihrem Riesenkoffer braucht Eri nichts weiter beizusteuern«. Erla willigt etwas zögerlich ein und die Großmutter legt zum Reisegeld sogar noch etwas dazu, aber geheimer ist den beiden Frauen dieses Unternehmen ganz und gar nicht – zur damaligen Zeit verbot das gute Benehmen, dass ein junges, unverheiratetes Mädchen mit einem, noch dazu viel älteren Mann allein unterwegs ist. Wenn Eri sich jedoch etwas vorgenommen hat, ist sie davon nicht abzubringen: Ihren Willen setzt sie durch.

Schon kann die Reise beginnen. Das Paar macht sich mit Curds VW, den er »Aladin« getauft hat, auf den Weg. Sie bleiben zunächst einige Tage in München. Erla schreibt ihr so gleich in die bayrische Hauptstadt, denn ein Telefonat kann sie sich momentan nicht leisten: »Unser plötzlicher und liebesarmer Abschied war und ist mir noch lange ein Druckpunkt. Es gibt immer so viele Druckpunkte und dabei möchte man sich doch nicht unterkriegen lassen.« Sie drängt ihre Tochter, sich ordentlich auszuschlafen, und bittet, »dass du vernünftig bist und allmählich deine etwas mitgenommenen Nerven zur Ruhe kommen«. Es fällt ihr offenbar nicht leicht, ihre größte Vertraute so unerreichbar zu wissen, denn gerade mit ihrem Sohn Tilman ist es gegenwärtig besonders schwierig, »oft bin ich verzweifelt«, gesteht sie hilflos. Der hübsche Vierzehnjährige mit dem blonden Haarschopf und den wachen braunen Augen hat seiner schlechten Leistungen wegen Salem verlassen und lebt nun wieder bei der Mutter und den Geschwistern. Die älteren Schwestern erziehen ständig an ihm herum und die Kinder streiten sich viel. Tilman ist für alles zu haben, was ihn aus diesem von Frauen dominierten

Käfig rettet: Aufstand gegen die Weiber! Im Keller experimentiert er mit Chemikalien und bringt sich in Lebensgefahr, da ihm ein mächtiger Cocktail beinahe in der Hosentasche explodiert. In Tübingen hat er sich einer Bande angeschlossen, die mit den Franzosen Zigarettengeschäfte macht. »Sie haben geschoben, dass es nur so krachte«, erinnert sich Herta Däubler-Gmelin. Tilman macht sich außerdem ein Vergnügen daraus, mit einem Luftgewehr die Straßenlaternen zu zerschießen, was die Polizei auf den Plan ruft und zu einer harten Ordnungsstrafe führt. Wenigstens lernt er neuerdings Trompete, aber zu Erlas Leidwesen übt er fast jeden Tag. Sie ist nicht in der Lage, den wilden Burschen zu bändigen, der für den jüngeren Bruder Malte auch noch männliches Vorbild ist. »Er nahm sich meiner schützend an, wurde so etwas wie mein Mentor, dem ich – erfolglos – naheiferte, ob es nun um die örtlichen Straßenlampen, sein Faible für Waffen und alles, was explodiert, ging oder um illegales Fahrvergnügen auf alten Motorrädern«, hat Malte später am Grab seines früh verstorbenen Bruders in einer Ansprache geäußert.

Von unterwegs meldet Eri sich per Postkarte so regelmäßig wie möglich: »Ludin auf Reisen, zurzeit Österreich«, heißt es da kurz und bündig und aus Dubrovnik schreibt sie einen langen Brief, in dem sie vom jugoslawischen Essen und dem billigen Wein schwärmt. Sie verrät ihrer Mutter nicht, dass sie nicht besonders zufrieden ist, denn Curd ist so fasziniert von der Idee, der Krätze bei der Bergbevölkerung medizinisch und fotografisch hinterherzuspüren, dass für ihre Interessen wenig Raum bleibt – was wiederholt zu Streitereien führt. Allerdings verschießt auch Eri einen Film nach dem anderen und dokumentiert das einfache Leben der Jugoslawen in jener Zeit, wovon Hunderte von Fotos in meinen Kisten zeugen.

»Wenn man so aus einem armen Land wieder zurückkehrt, merkt man erst, wie weit es – teils – bei uns wieder ist«, stellt Curd nach der Rückkehr fest. Er vermisst seine Verlobte, die in

Reutlingen eine Stelle gefunden hat, gesteht ihr aber auch, dass ihm »eine gewisse Entlastung von meinem täglichen Dienst und deinem Oberbefehl gelegentlich und vorübergehend ganz angenehm dünken will«. Heiraten will er sie immer noch, aber die beiden haben darüber in der letzten Zeit nicht mehr gesprochen. Curd will sie dazu bewegen, einen Fotoband über Jugoslawien mit ihm zu machen, doch für diese Idee kann sie sich nicht so recht erwärmen, denn das Leben geht hurtig weiter. Sie wohnt bei ihrer Mutter und den Geschwistern am Neckar. Die altmodische Einrichtung im Haus findet sie muffig und spießig, immerfort zieht sie Vergleiche zum Stil der Sauerbruchs in Hamburg, ihrem Nonplusultra, was alle um sie herum maßlos irritiert. Ihre jüngste Schwester Andrea erinnert sich, dass man an Wochenenden durchs Haus schleichen musste, denn Eri forderte absolute Rücksicht auf ihren dringend notwendigen Schlaf. Ihre Geschwister mögen es überhaupt nicht, dass Eri ewig und drei Tage an ihnen herummäkelt. Alle müssen nach ihrer Pfeife tanzen und regelmäßig zum Fototermin antreten, denn Eri will ihre fotografischen Fähigkeiten selbstverständlich an ihrer Familie austoben; mit den äußerst gelungenen Endprodukten sind sie in der Regel dann aber alle sehr zufrieden.

Oft sitzt Eri am späten Vormittag, wenn nicht gar mittags, im Morgenrock am Tisch und spielt Patiencen. »Das wirkte fast autistisch auf mich«, sagt Andrea, und dieser Eindruck, die Welt um ihre bewunderte, älteste Schwester herum existiere für diese phasenweise nicht, machte ihr Angst. »Ich war immer heilfroh, wenn sie heiter war.«

In den Sommerferien stattet Eri, »Meisterin der Überraschung«, ihrem Freund in Hamburg einen unangekündigten Besuch ab. Curd arbeitet in der Klinik viel zu viel. Immerzu ist er knapp mit Geld und muss sparen. Das ist ihm unangenehm, denn er will seiner anspruchsvollen Eri ja auch etwas bieten können. Sie bemerkt zunehmend, wie steif ihr Curd sein kann und wie schwer es ihm fällt, aus sich herauszukom-

men. Zurück in Süddeutschland, meldet sie sich immer seltener bei ihm: »Du schreibst ja nun wohl gar nicht mehr? [...] Die neue Umgebung und jüngeren Menschen haben dir wohl mehr zu sagen als dein alter Hornochse?«, fragt er betrübt und nennt sie ironisch seinen »schwersten Fall«. Er schafft es nicht, sie an ihrem einundzwanzigsten Geburtstag im Oktober 1954, am Tag ihrer amtlichen Mündigkeit, zu besuchen – sein Oberarzt gibt ihm keinen Urlaub, abgesehen davon ist er pleite. Er weiß nicht, dass Eri sich bereits mit Ernst-Günther tröstet, mit dem sie auf der Vespa durch die Gegend düst. Ihn hat sie auf einem Ball bei den Eltern ihrer alten Schulfreundin Nanne in Reutlingen getroffen. Der junge Mann stammt aus Lörrach und kennt ihren Vater und dessen Familie von diversen Besuchen, ja er erinnert sich gar, wie überzeugend der Soldat Hanns auf ihn gewirkt hat und wie fabelhaft er aussah. Ernst-Günther ist auch höchst ansehnlich und macht nicht nur auf Eri, sondern auch auf Erla und die Schwestern Eindruck. Oft ist er bei den Tübingern zu Besuch und fühlt sich in diesem gastfreundlichen Haus wohl. Er ist nicht der Einzige, dem die familiäre Stimmung dort gut gefällt: Auch Nanne und sogar Theda aus dem Jugendwohnheim in der Grillparzerstraße, die mittlerweile verheiratet in Stuttgart lebt und bereits ihr erstes Kind erwartet, gehören zu dem Kreis. Theda empfindet es als besonders angenehm, dass es zwischen Erla und den Kindern keine Grenze zu geben scheint, als sei Erla »ein weiteres Kind unter Kindern«, ja sie hält die Mutter ihrer Freundin gar für ein bisschen unreif in ihrer persönlichen Entwicklung.

»Schuld nicht wahrzunehmen, bringt einen Verlust an Erwachsenen mit sich«, sagt der Psychologe Jürgen Müller-Hohagen. »Folge war dann eine Parentifizierung der Kinder, das heißt, diese erhielten in wesentlichen Punkten eine Elternrolle. So etwas gibt es natürlich auch in anderen Kontexten als dem der NS-Hintergründe und speziell denen des Schuldthemas, doch ist es hier von besonderer Bedeutung.« Im Häus-

chen am Neckar fällt nie ein Wort in Bezug auf den Vater Ludin, und bei den Freunden herrscht der Eindruck vor, dieser sei im Krieg oder in Gefangenschaft gestorben. Herta Däubler-Gmelin erinnert sich, dass Erla oft an Festen ihrer Familie teilnahm, dabei liebenswürdig, aber meist sehr still war. Es war offensichtlich, dass sie sich über die Vergangenheit nicht unterhalten wollte und sich sehr aufregte, wenn das Gespräch doch einmal darauf kam.

Ernst-Günther bemerkt allerdings, dass Erla und Eri sich oft streiten und stur auf ihren Standpunkten beharren, das stört ihn aber nicht weiter. Tilman liegt mittlerweile im Sanatorium, weil ihm eine Niere entfernt werden musste; gemeinsam statten Ernst-Günther und Eri ihm einen Besuch auf dem Roller ab. Einmal verspricht Eri, ihren Freund in Lörrach zu besuchen, doch dann kommt in letzter Minute plötzlich ein Telegramm mit den fast zackig militärisch klingenden Worten: »Kommen leider unmöglich, Ludin«. Später notiert Ernst-Günther in seinem Tagebuch: »Und sie kam doch!« Ruhelos war sie, erinnert er sich, und in den Stimmungen sehr schwankend – mal ansteckend fröhlich, dann wieder niedergeschlagen. Wenn sie zusammen waren, war der Kontakt sehr intensiv; und dann hörte man wieder wochenlang nichts mehr von ihr.

Im Januar 1955 begegnet Eri auf einer Zugfahrt einigen Herren, die sie bei der Chefin eines Fotostudios in der schwäbischen Landeshauptstadt empfehlen. Während sie die junge Frau bei ihr anpreisen, steht Heiner dabei, ein junger Mann aus gutem Hause, der in Stuttgart gerade als Gerichtsreferendar tätig und im Begriff ist, seine Doktorarbeit zu beenden. Scherzend sagt er: »Na, die könnte ja auch was für mich sein.« Eri tritt die neue Stelle in Stuttgart an – und scheint für Heiner tatsächlich »etwas zu sein«. Er besucht sie öfter im Studio und ist hingerissen von der phantasievollen, lebendigen jungen Frau im weißen Fotografenmäntelchen. Die beiden verabreden sich und kommen sich näher. Auch Heiner hat seinen Vater früh verloren, allerdings nicht im Krieg, sondern wegen

eines fatalen Nierenleidens, anders als Erla hat seine Mutter jedoch wieder geheiratet. Der Name Ludin ist im schwäbischen Raum noch immer ein angesehenes Name, Heiner weiß Bescheid, wer Eris Vater war. Wenn das Gespräch auf ihn kommt, bricht sie regelmäßig in Tränen aus. Heiner denkt sich nicht zu viel dabei, schließlich ist es ja erst acht Jahre her, seit Hanns Elard Ludin gehenkt wurde. Dessen Rolle in der Nazizeit beschäftigt ihn damals noch nicht. Er ist sehr in Eri verliebt und fühlt sich auch von ihrem Zuhause angezogen. Als Einzelkind ist so viel sozialer Umtrieb für ihn ganz neu und durchaus anregend. Wenn er am Wochenende auf den Landsitz seiner Mutter in Gärtringen nahe Böblingen fährt, nimmt er Eri öfter im Wagen mit und setzt sie in Tübingen ab. Seine Mutter namens Alwine – ein Name, den sie abgrundtief hasst, weshalb sie sich Winnie nennt –, Winnie also hält Hanns Ludin für einen »Dummkopf« und ist von Anfang an gegen die Beziehung ihres einzigen Sohnes zu dessen Tochter. Mit Snobismus und Kaltschnäuzigkeit lässt sie das die unsichere junge Frau spüren.

Konnte Eri sich lange nicht für Curd entscheiden, steht sie nun unentschlossen zwischen Curd und Heiner. »Du glaubst nicht, was Curd für Macht über mich hat oder was es ist«, schreibt sie dessen Konkurrenten. »Es kommt wohl daher, weil es mich zu früh erwischt hat. Ich hab' so wahnsinnig Sehnsucht nach Ruhe und Klarheit.« Ein weiterer Besuch des Hamburgers bringt sie aus der Fassung: »Dieses Hin- und Hergerissensein ist derartig grauenvoll, es macht mich fertig. Ich weiß nicht, wie andere Menschen so was machen, entweder bin ich zu wenig dickfellig oder ich nehme alles viel zu wichtig. Irgendwie kann ich die ›Vergangenheit‹ einfach nicht wie ein altes Hemd abstreifen, es sitzt mir noch zu sehr in den Knochen.« Sie sagt, sie könne die echten und die unechten Gefühle nicht mehr unterscheiden, alles sei verworren und bei dem Durcheinander an Gefühlen, Phantasien, Erinnerungen und Einbildungen fühle sie sich, als drehe sich ein Mühlrad in

ihrem Kopf. Sie schläft wieder kaum noch oder nur sehr unruhig, das Leben ist ihr zu anstrengend, und je weniger sie schläft, umso anstrengender wird es. Caterina Valentis Rumba-Rhythmen bauen sie immerhin wieder ein bisschen auf.

Curd schmachtet unterdessen in Hamburg weiter nach seiner Eri, doch die Entfremdung zwischen den beiden ist nicht mehr zu übersehen. Eri sei schon ein »kleines Phänomen an Unzuverlässigkeit und macht es denen, die sie gerne haben, so schrecklich schwer«, schreibt er Großmutter Johanna nach Freiburg, treu die Verbindung zur Familie haltend. Es dauert noch Monate, bis ihm aufgeht, wie oft Eri ihn in der Zwischenzeit »gehört« hat, und er zieht schweren Herzens die Konsequenzen. In einem Brief, in dem er ihr dennoch weiter die Freundschaft verspricht, bittet er: »Räume den Männern ein, die dich nicht so verwöhnen, wie du es verdienst und erwartest, dass sie vielleicht ein wenig weiter denken – und nebenbei zu tun haben.« Er verabschiedet sich trocken mit »Trottel a. D.«. Im Schwimmbad trifft Curd noch gelegentlich auf Eris verflochtenen Freund Sven. »Wir fragen uns dann jedes Mal freudig, wie es wechselseitig ginge, und wir blasen den Begriff ›Eri‹ wie eine große, schöne Seifenblase hin und her.«